

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 20 (1960)

Artikel: 25 Jahre Heimatvereinigung des Wiggertales : 1932-1957
Autor: Greber, Alois
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**25 Jahre
Heimatvereinigung
des Wiggertales**

1932–1957

Alois Greber, Buchs LU

I. Ihr Werden und Wachsen

Das Leben des Menschen kennt keine Haltepunkte — unaufhaltbar läuft die Uhr des Lebens von der Geburt bis zum Tode. Und wenn der Mensch in glücklichen Stunden gar gerne rufen würde: «Verweile, seliger Augenblick» — vorwärts drängt das Leben. Und doch gibt es im Leben Augenblicke, wo man dem dahinbrausenden Strom für kurze Zeit zu entrinnen versucht, um Rückschau zu halten in vergangene Tage und hinein zu blicken in das Dunkel der Zukunft.

Und wie das der Einzelmensch tut, so tun es auch die menschlichen Gesellschaften. Auch für sie gibt es kein Stillestehen, auch für sie gilt die alte Volksweisheit: «Wer rastet, der rostet!» Unentwegt muß auch ihr Streben vorwärts und aufwärts drängen. Aber auch für diese Gemeinschaften gibt es Zeitpunkte, wo sie einen Augenblick stille stehen. Rückwärts schauend überblicken sie freudig das Geschaffene und sehen mit innerer Zerknirschung das Erstrebte aber nicht Erreichte. So werden solche Tage der Besinnung nicht nur Tage des Jubels und der Freude, sondern noch viel mehr Tage der guten Vorsätze und der neuen Kraftentfaltung.

Solch einen frohen Tag der rückwärtsschauenden und vorwärtsblickenden Besinnung konnte auch die Heimatvereinigung des Wiggertales am 20. Oktober 1957 feiern. Am 30. Oktober 1932 war sie gegründet worden, konnte also nun auf 25 Jahre Wirksamkeit zurückblicken.

Wenn nun die Heimatvereinigung 25 Jahre im Wiggertale wirkt, so soll das nicht heißen, daß vorher nicht schon recht viele Wiggertaler im Dienste der Heimat arbeiteten. Unentwegt erforschten sie die Vergangenheit der engsten Heimat. Sie versuchten das Leben und Wirken, die Leiden und Freuden der Ahnen zu ergründen. Sie versuchten all die vielen Kulturgüter unserer Ahnen vor dem Untergange zu retten. Sie versuchten mit allen Mitteln die dahinschwindende Heimatliebe in unserer Volke wieder neu zu beleben und zu stärken. Sie erkannten die Arglist der Zeit und wußten, daß nur ein Volk, dessen Wurzeln tief im Boden verankert sind, den wilden Stürmen der Zeit standhalten kann. Sie alle opferten also viele Stunden der Heimat, der Erforschung ihrer Geschichte, der Erhaltung des heimatlichen Kulturgutes, der Vertiefung und Verankerung der Heimatliebe in unserer Volksseele. Sie blieben aber vielfach Einzelgänger, wurden sogar

vom Volke etwas scheel angeschaut. Man lächelte über ihr Tun und ihre Begeisterung. Es gelang ihnen also bei allem guten Willen nicht, die Volksmassen zu begeistern.

Da kam der erste Weltkrieg. Die Schreckensmeldungen jagten sich. Der geistige Horizont unseres Volkes entwickelte sich zur Weltweite, dank der Meldungen in den Zeitungen über die Kriegssereignisse. Doch der Krieg ging nicht, wie erhofft, in einigen Monaten zu Ende. Jahre vergingen. Allmählich hatte das Volk genug von der großen Welt mit all ihren Schrecken. Man wandte sein Sinnen und Denken wieder der Heimat zu und zwar der engsten Heimat. Man studierte wieder die Lokalzeitungen mit den Meldungen aus der Nachbarschaft. Es kamen die gefahrdrohenden Novembertage 1918, die den Einsichtigen die Augen öffneten und zeigten, wie weit ein entwurzeltes Volk oder entwurzelte Volksteile gelangen können. Doch für diesmal ging die gefahrdrohende Zeit noch einmal gut vorüber. Würde es ein zweites Mal wieder so gehen? Ja, klar! Denn nun hatte man den Völkerbund! Nie mehr Krieg! Nie mehr Revolution! Nun war der ewige Völkerfriede ausgebrochen.

Doch gar bald zeigte es sich, daß auch der Völkerbund von gewitterschwülen Wolken überschattet wurde. Weiterblickende, einsichtige Menschen merkten rasch, daß noch furchtbarere Gefahren langsam heranwuchsen und die Menschheit bedrohten. Würde unsere Heimat auch diesmal verschont bleiben? Verschiedenes deutete darauf hin, daß das kommende Gewitter diesmal nicht mehr so schonend an uns vorüber ziehen würde. Darum galt es, die nötigen Vorkehrungen zu treffen, damit der plötzlich losbrechende Sturm unser Volk nicht unvorbereitet treffe. Das Volk mußte darum wieder zu einer opferbereiten Heimatliebe erzogen werden. Man mußte ihm zeigen, daß es nötigenfalls nicht nur wegen einiger Großer das Blut an der Grenze opfern mußte, sondern daß es, wie einst die Väter, Gut und Blut opfern mußte, um den Nachkommen eine freie, unabhängige Schweiz zu erhalten. Es kam die Zeit, wo sich allenthalben die Heimatbegeisterten zusammenschlossen, um gemeinsam zu kämpfen für die Erhaltung und Festigung der Heimatliebe.

Wie wir anfangs sahen, gab es auch im Wiggertal schon immer Leute, die für die Heimat arbeiteten. Aber es fehlte auch da das gemeinsame Vorgehen, das allein ermöglicht hätte, die breiten Volksmassen zu begeistern. Schon seit Jahrzehnten wurden vor allem im Wauwilermoos Grabungen durchgeführt. Ein Teil des Volkes beobachtete diese Arbeiten mit Interesse, zum Teil ging man achtlos und gedankenlos daran vorbei. Wohl versuchte der leutselige Forscher Johannes Meyer von Schötz (1856—1911) die Leute an seinen Pfahlbauforschungen zu interessieren, mit dem Erfolg, daß oft die mühsam freigelegten Holzböden nächtlicherweise zerstört wurden! So wurde er immer mehr zum Sonderling, der nur von wenigen Freunden verstanden und hochgeschätzt wurde. Einer seiner treuesten Freunde war

Anton Graf von Schötz (1885—1935). Als junger Bursche war er immer wieder auf Meyers Grabungsplätzen zu finden. Die zahlreichen photographischen Aufnahmen zu den Grabungen Meyers wurden alle von Graf gemacht. 1911 starb Meyer, die Forschungen im Wauwilermoos standen nun still. Die Kriegsjahre folgten und verunmöglichten sowieso solche ideale Arbeiten. 1924 wurde in Schötz die Mauritiuskapelle renoviert. Dabei suchte man im Boden nach den sagenhaften Thebäergräbern. Diese Arbeiten leitete Dr. Pater Emanuel Scherer (1876—1929), gebürtig aus Flühli im Entlebuch. Dieser war es auch, der im Auftrage der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern Meyers Tagebücher und Pläne bearbeitete und 1924 in den Mitteilungen dieser Gesellschaft veröffentlichte unter dem Titel: «Die neolithischen Pfahlbauten im Gebiete des ehemaligen Wauwilensees». Damit wurden Meyers Arbeiten der breiten Oeffentlichkeit zugänglich. Die Freundschaft zwischen Dr. P. Emanuel Scherer und Anton Graf, die diese beiden seit der Sondierung in der Mauritiuskapelle im Jahre 1924 treu verband, gab der Forschung im Moos wieder erneuten Auftrieb. Gemeinsam suchten sie die mesolithischen Fundplätze rings um den ehemaligen Wauwilensee ab. Ihrem Bemühen war es zu verdanken, daß 1929 die Prähistorische Kommission in Luzern bei den Fischerhäusern in Schötz in einer mittelsteinzeitlichen Siedlung Sondierungen durchführen ließ. Damals ließ auch ich mich begeistern für die Ideale der Bodenforschung und half, da ich als Student gerade Ferien genoß, einige Tage unter der Leitung von Karl Keller-Tarnuzzer bei der Arbeit mit. Seither verbanden auch mich enge Freundschaftsbande mit Anton Graf. Wie oft saßen wir in seiner heimeligen Bauernstube und ratschlagten, was wohl zu unternehmen sei, um die Allgemeinheit für die heimatlichen Ideale zu begeistern. Als ich 1931 das Lehrerseminar verließ, zählte der Kanton über 100 stellenlose Lehrer. Mein Vater sel. ermöglichte mir das Studium als Sekundarlehrer. An der Prüfung mußte eine wissenschaftliche Arbeit vorgelegt werden. Ohne lange Bedenken entschloß ich mich zu folgender Arbeit: «Die Bodenforschung in meiner Heimat». Gar bald konnten wir nun die gewaltigen Leistungen der bisherigen Forscher einigermaßen überblicken, sahen aber auch, welche Rätsel noch zu lösen waren.

Wir versuchten nun die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern zu neuen Grabungen im Wauwilermoos zu bewegen. Im Auftrage dieser Kommission unternahm dazumal Prof. Dr. Hans Reinerth in unserem Kanton da und dort Sondierungen. Er erklärte sich bereit, im Wauwilermoos einen Pfahlbau auszugraben. Nach reiflicher Ueberlegung wurde 1932 die Arbeit im Pfahldorf Egolzwil 2 begonnen. Die großen Erfolge dieser Grabungen, die bis 1934 dauerten, brachten ungeahnte Volksscharen nach Egolzwil. Wir zählten an einem Spätherbstsonntag allein über 1200 Besucher. Der Gasthof «St. Anton» in Egolzwil wurde damals weit über die engere Heimat hinaus berühmt, da er die höchst wertvolle Fundsammlung beherbergte. Im «St. Anton» saßen wir oft

auch mit lieben, gleichgesinnten Freunden aus dem Aargauer- und dem Luzerner Wiggertale zusammen und berieten über künftige Aufgaben der Heimatforschung. Dabei kamen wir alle zum Schluß: Nur der Zusammenschluß aller Gleichgesinnten kann eine gedeihliche Fortentwicklung der Forschungen in unserem Wiggertale garantieren. Damit näherten wir uns schon dem ersten Ziele.

Bereits im Frühjahr 1932 erließ ich in den Lokalzeitungen einen Aufruf an die Heimatfreunde mit der Anregung, eine «Historische Vereinigung des Wiggertales» zu gründen. Diese Anregung wurde zum Teil freudig begrüßt, zum Teil aber auch abgelehnt. Die ablehnenden Stimmen befürchteten vor allem eine Konkurrenzierung der bestehenden Vereine. Im Herbst 1932 waren wir aber nun, trotz allem, so weit. Wir durften an die Gründung einer Wiggertaler Heimatvereinigung denken. Max Fischer, Apotheker in Zofingen, warb im Aargauer Wiggertale für unsere Sache, wir suchten im Luzernerlande Freunde.

Am 20. Oktober 1932 traten die Initianten im «St. Anton» in Egolzwil zu einer zwanglosen Sitzung zusammen. Einhellig wurde da beschlossen, eine Wiggertaler Heimatvereinigung zu gründen. Die Gründungsversammlung wurde auf Sonntag, den 30. Oktober 1932, festgesetzt, und zwar mit folgendem Programm:

- 13.30 Uhr: Führung durch die Ausgrabungen im Pfahldorf Egolzwil 2 durch den Leiter der Ausgrabungen, Privatdozent Dr. Hans Reinerth.
Besichtigung der Fundausstellung im «St. Anton» in Egolzwil.
- 15.30 Uhr: Gründungsversammlung im Gasthof «St. Mauritius» in Schötz:
- a) Referat von Dr. Bosch, Seengen: «Zweck, Ziel und Organisation der neuen Heimatvereinigung des Wiggertales».
 - b) Vorlage der Satzungen.
 - c) Wahl des Vorstandes.
 - d) Anträge.

Man beschloß, einen Aufruf drucken zu lassen und diesen allen Interessenten zuzustellen, um möglichst viele Leute an die Gründungsversammlung zu bringen. Dieser lautete:

«Die schweizerische Heimatforschung hat in den letzten Jahren eine besonders vielseitige Pflege und Förderung erfahren. Ueberall ist man am Werke, die zahlreichen Zeugnisse geschichtlicher Vergangenheit wissenschaftlich neu zu erkunden und alles Wesentliche dieser Heimatgeschichte, gleichviel, ob sie die Entstehung der Landschaft, einer Siedlung, einer Stadt, einer Burg betrifft, oder in die frühesten Zeiten menschlicher Kultur hineinführt, weitesten Kreisen in Wort und Bild

wieder lebendig zu gestalten und näher zu bringen. Der Kanton Aargau hat in dieser Hinsicht in seinen großen historischen Vereinigungen des Seetales, des Freiamtes und des Surentales Vorbildliches geleistet.

Im Wiggertale arbeiten seit Jahrzehnten an den verschiedensten Orten heimatbegeisterte Männer an der Erforschung der Heimatgeschichte und in Zofingen besteht eine Historische Vereinigung, die sich mit Erfolg der Erschließung der Stadtgeschichte widmet. Ein Zusammenschluß aller dieser wertvollen Einzelkräfte — als Vorbedingung einer großzügigen und wirksamen Inangriffnahme der vielseitigen und dankbaren Aufgaben — ist bis heute noch nicht erfolgt. Die im Gange befindlichen Ausgrabungen im Wauwilermoos, die viele Hunderte von Heimatfreunden in gleichem Interesse zusammenführen, haben den Wunsch, zu engerer Fühlungnahme und Organisation neu aufleben lassen. Eine Vorbesprechung hat allseitig den Willen zu gemeinsamer Arbeit und die freudige Zustimmung zu obigem Plane ergeben.

Wir laden daher alle Freunde der Heimat und ihrer Geschichte ein zu der Gründung einer Heimatvereinigung des Wiggertales und seiner Umgebung.»

Unter diesen Aufruf setzten folgende Herren ihre Unterschrift:

Dr. E. Wiedmer, Zahnarzt, Zofingen
Max Fischer, Apotheker, Zofingen
Priv. Doz. Dr. Hans Reinerth, z. Z. Schötz
Dr. Franz Sidler, Apotheker, Willisau
Dr. Siegfried Amberg, Arzt, Ettiswil
Dr. Fritz Wüest, Tierarzt, Großwangen
Anton Graf, Schlossermeister, Schötz
Alois Greber, Lehrer, Schötz

Nun war der Stein im Rollen. Was würde uns der 30. Oktober bringen? Aufmunterung oder Enttäuschung?

Der 30. Oktober war da. Ein Berichterstatter schrieb im «Willisauer Bote» Nr. 87:

«Auf den Hügelzügen rings um den einstigen Wauwilersee hatte der Winter vorzeitig seine Visitenkarte abgegeben und über das Gelände fegte der Westwind, gefolgt von Regenschauern, als am letzten Oktobersonntag die Heimatfreunde des Wiggertales in ansehnlicher Zahl nach Wauwil-Egolzwil pilgerten, um sich über die einzigartigen Pfahlbauforschungen orientieren zu lassen und anschließend den Grundstein zu legen, für eine Vereinigung der Geschichtsfreunde des luzernischen und aargauischen Wiggertales.»

Also denkbar schlechtes Wetter. Sollte es auch ein schlechtes Zeichen für uns sein? Nein! Bei solchem Wetter lassen sich nur begeisterte Heimatfreunde hinaus locken ins sumpfige Gelände. So wußten wir zum voraus, wer heute kommt, der wird ein begeistertes Mitglied der Vereinigung werden.

Um 13.30 Uhr konnte Dr. Reinerth gegen 100 Heimatfreunde in der Fundsammlung im «St.-Anton»-Saal in Egolzwil begrüßen. Wie staunten da die Leute, als ihnen der Leiter der Forschungen eine kleine Auswahl der vielen tausend Funde vorführte und erklärte. Es brauchte nicht mehr viel Phantasie und schon standen die Pfahlbauer, die vor ungefähr 4000 Jahren unsere Täler und Hügel bevölkert haben, lebensnah vor dem geistigen Auge der Zuhörer. Und allmählich kamen wohl alle zur Einsicht, daß jene Ahnen nicht blutrünstige Barbaren, sondern sicher schon geschickte und hochintelligente Handwerker und Landwirte gewesen waren.

Indessen hatten die Regen- und Schneeschauer etwas nachgelassen und Prof. Reinerth zog mit einer ansehnlichen Schar Wetterharter hinaus ins Gelände und zeigte da den Staunenden Häusergrundrisse und Pallisaden. So erstand nach und nach auch da wieder vor den phantasiebegabten Zuhörern Haus um Haus, ein ganzes Dorf. Wie mag es wohl ehemals geheißen haben?

Doch nun war die Zeit soweit vorgerückt, daß man sich aufmachen mußte, um einigermaßen rechtzeitig nach Schötz zu kommen. Langsam füllte sich der Saal zum «St. Mauritius».

Punkt 16 Uhr eröffnete der Tagespräsident, Nationalrat Eduard Isenschmid, Schötz, die Tagung. Dem Sängerbund Oberwiggertal gelang es mit dem Lied «Unsere Berge», von Suter, die richtige patriotische Stimmung herzuzaubern. Nationalrat Isenschmid entbot im Namen von Volk und Behörden von Schötz allseits herzlichste Willkommgrüße. Schötz war stets ein Hort der Heimatliebe und freut sich, daß gerade in seinen Gemarkungen die Heimatvereinigung gegründet werden soll. Einige Stellen aus seiner sympathischen Ansprache:

«Mehr als je ist es heute notwendig, daß alle guten Kräfte einigend sich zusammen finden, zu Nutz und Frommen des Volksganzen einander die Hände zu reichen. Leider können viele nicht begreifen, wie glücklich wir Schweizer eigentlich sind, daß eine so schöne, liebe Heimat unser Eigen ist, die während dem fürchterlichen Weltkrieg eine wahre Friedensinsel war und noch ist. Wieder wollen wir uns dessen so recht bewußt werden und, teures Heimatländchen, dich aufs neue lieben und ehren.»

Ehrend gedachte er des Schötzer Forschers Johannes Meyer und entbot dessen Nachfolger Anton Graf warme Worte der Anerkennung.

Sofort nach dieser gehaltvollen Einleitung ergriff Dr. Bosch, Kantonsarchäologe, Seengen, das Wort, um Sinn, Zweck und Idee der Heimatvereinigung zu deuten. Wohl kein anderer hätte das besser tun können als er, leitet er doch seit deren Gründung die Historische Vereinigung des Seetales, und ist er doch überhaupt der Vorkämpfer der Heimatbewegung im Aargau gewesen. In gemütvoller Plauderei ließ er all die vielen Aufgaben einer Heimatvereinigung an uns vorbei rollen. So mußte auch der größte Zweifler zum Schlusse kommen: Doch, wir brauchen eine Heimatvereinigung. Was die Wissenschaft entdeckt und erforscht, das müssen wir ins Volk hinaustragen. Wir müssen, was hochgelehrt klingt, dem Volke mundgerecht machen. Das Volk ist es, das Neuentdeckungen macht, darum müssen wir dieses aufklären. Zum Schlusse wünschte der Referent der Heimatvereinigung des Wiggertales eine möglichst rasche Entwicklung, und daß sie tapfer arbeiten möge zum Wohle der Heimat.

Einstimmig wurde nun beschlossen, eine Heimatvereinigung nach dem Plane der Initianten zu gründen. Die vom Tagespräsidenten vorgelesenen Satzungen erhielten die einstimmige Genehmigung, nachdem der Vorsitzende zugesichert hatte, daß noch etwelche gewünschte Aenderungen vorgenommen werden.

Nun sprach Dr. h. c. Willi Amrein, der Präsident der Prähistorischen Kommission in Luzern. Er wünschte der jungen Vereinigung alles Gute, versprach, daß die Prähistorische Kommission sicher nicht alle Funde nach Luzern schleppen werde, schon des Platzmangels wegen. Er gönne ohne weiteres den Schulen ihre Sammlungen. «Also arbeitet tapfer und treu mit der Heimatvereinigung. Zwar werdet ihr dafür nicht mit materiellen Gütern belohnt. Nein, der Lohn ist von anderer Natur. Ihr verspürt eine große innere Freude und Genugtuung, wenn ihr seht, wie eure Arbeit fruchtbringend ist, Die kommenden Geschlechter werden euch dankbar sein für die geretteten Sachen.»

In der nun folgenden Pause teilte man die Beitrittskarten aus. 90 Anwesende unterzeichneten sie und erklärten so ihren Beitritt zur Vereinigung.

Nun sollte der Vorstand gewählt werden. Da kam es zu unliebsamen Verwechslungen. Es wurde hin und her debattiert. Das Schöne an diesem Geplänkel war, daß es zeigte, mit welch wachem Geiste man dem kommenden Wirken der Vereinigung allenthalben entgegen blickte. Wohl war an dieser Verwirrung auch eine Unklarheit in den Satzungen schuld. Der kommende Vorstand erhielt den Auftrag, klare Grenzen zu ziehen zwischen dem engern und dem erweiterten Vorstand. Und nun fand die vorgeschlagene Vorstandsliste einstimmige Genehmigung. Somit gehörten dem ersten Vorstand an:

Fischer Max, Apotheker, Zofingen, Obmann
Dr. Amberg Siegfried, Arzt, Ettiswil
Felber Alfred, Gemeindeschreiber, Egolzwil

Graf Anton, Schlossermeister, Schötz
Greber Alois, Lehrer, Schötz
Hunkeler Josef, Kaufmann, Wikon
Plüß Erwin, Schreinermeister, Rothrist
Schoder Fritz, Stadtbibliothekar, Zofingen
Dr. Sidler Franz, Apotheker, Willisau
Dr. Wiedmer, Zahnarzt, Zofingen

Die Wahl der Mitglieder des erweiterten Vorstandes oder der Ortsvertreter überließ man dem engern Vorstand, der diese nach Anhören der Heimatfreunde in den einzelnen Gemeinden bestimmen solle.

Unter dem Traktandum «Verschiedenes» kamen noch mehrere Anträge, unter anderem wünschte man dem Arbeitsgebiete der Heimatvereinigung auch die Wappenkunde und das Trachtenwesen anzugliedern.

Dann ging die Gründungsversammlung, die bei den Wahlen den dramatischen Höhepunkt erreicht hatte, friedlich zu Ende. Man schüttelte sich die Hände von Mann zu Mann und gelobte im Stillen, treu zusammenzustehen, zum Wohle der Heimat. Und wir schließen den Bericht über diese Tagung wieder mit den Worten eines Berichterstatters:

«Möge nun die Arbeit der Heimatvereinigung Wiggertal und Umgebung im Segen stehen als Bindeglied zwischen dem Aargau und dem Kanton Luzern, namentlich aber auch als Hüterin und Mehrerin der idealen Güter unserer völkischen Eigenart.» (Oberwiggertaler 45, 1932)

Nun war das Schifflein gestartet, jetzt galt es, seinen Lauf in die richtige Bahn zu lenken. Es glitt nicht immer in stillen Wassern dahin, wir dürfen das auch hier festhalten. Dann und wann peitschten Stürme gegen seine Planken. Dank geschickter und verständiger Führung überwand es alle die Gefahren und brachte alle drohenden Klippen unversehrt hinter sich.

Schon am 16. November 1932 trat der Vorstand im Restaurant Felber in Schötz zusammen. Von der Gründungsversammlung waren dem Vorstand mehrere Probleme zur Lösung übertragen worden. Vorerst wurden die Satzungen nochmals eingehend durchberaten und alle Unklarheiten beseitigt, gemäß den bei der Gründung ausgesprochenen Wünschen.

Von der Versammlung war nur der Obmann bestimmt worden. Nun mußte der Vorstand noch die weiteren Chargen den Vorstandsmitgliedern zuteilen. Vizepräsident wurde Dr. Wiedmer, Zofingen, Kassier Josef Hunkeler, Wikon, und Aktuar Alois Greber, Schötz. Letzterer wurde zugleich auch als Bibliothekar und Archivar der Vereinigung bestimmt.

Die Bestimmung der Ortsvertreter, soweit sie nicht schon gewählt waren, wurde dem Aktuar überlassen.

Bei der Besprechung des Arbeitsprogrammes war man allgemein der Ansicht, daß vorläufig die Mitgliederwerbung die Hauptaufgabe sei. Dr.

Sidler erklärte sich bereit, ein Werbeschreiben zu verfassen. Dieses sollte dann gedruckt und ins Volk hinaus geworfen werden.

Man besprach die abgelaufenen Grabungen und die für den Herbst 1933 vorgesehene Fortsetzung. Da aber diese von der Prähistorischen Kommission in Luzern organisiert wurden, verblieb uns vorläufig eine abwartende Haltung einzunehmen, trotzdem das Wauwilermoos unser eigentliches Arbeitsgebiet war:

Die Aufgaben der Obmänner in den Gemeinden draussen wurden wie folgt umschrieben:

- a) Werbung neuer Mitglieder
- b) Einkassieren der Jahresbeiträge
- c) Entgegennahme und Weiterleitung von Bodenfundmeldungen
- d) Sammlung von prähistorischen und historischen Nachrichten
- e) Heimat- und Naturschutz im engern Kreise
- f) Leitung der Ortssektion.

Am 12. März 1933 traten im Bahnhofrestaurant in Nebikon 20 Obmänner, also der erweiterte Vorstand, zusammen. Die Pflichten der Obmänner wurden durchbesprochen, das Arbeitsprogramm fürs kommende Jahr beraten und unsere Stellung zur Prähistorischen Kommission eingehend besprochen. Auch an dieser Sitzung gings hie und da sehr stürmisch zu, was wiederum das grosse Interesse bewies, dem die Heimatvereinigung überall begegnete.

Indessen wurde die Stellung zur Prähistorischen Kommission immer heikler und drohte in einen offenen Konflikt auszuarten, da beide Seiten sich in ihren Interessen bedroht fühlten. Es war Ende Sommer 1933. Die Grabungen in Egolzwil 2 waren wieder in vollem Gange. Unsere Stellung zur Prähistorischen Kommission mußte nun geklärt werden. Im «St. Anton» in Egolzwil verhandelten daher Vertreter der Heimatvereinigung mit Vertretern der Prähistorischen Kommission. Das Ergebnis dieser Besprechungen war kurz folgendes:

- a) Die Heimatvereinigung verzichtet auf die Erstellung eines eigenen Museums in Egolzwil (siehe Seite 61). Die Prähistorische Kommission verpflichtet sich, dafür zu sorgen, daß die Gemeinden rings um das Wauwilermoos prähistorische Schulsammlungen erhalten.
- b) Die Prähistorische Kommission sorgt dafür, dass eine baldige gesetzliche Regelung die Stellung der Heimatvereinigung zur Luzerner Regierung festlegt. Die Prähistorische Kommission wird ein diesbezügliches Gesuch der Heimatvereinigung an die Regierung warm befürworten.
- c) An einem Sonntag des Herbstes 1933 können die Mitglieder der Heimatvereinigung die Ausgrabungen und die Fundausstellung in Egolzwil gratis besuchen, dafür unterstützt die Heimatvereinigung die begonnenen Grabungen wieder nach Möglichkeit.

Damit war ein gefährlicher Konflikt aus dem Wege geschafft und Tür und Tor waren geöffnet zu einer ersprießlichen Zusammenarbeit.

Bei herrlichstem Herbstwetter versammelten sich am 1. Oktober 1933 über 200 Heimatfreunde in der «Post» in Wauwil zur ersten Generalversammlung, an die sich bei prächtigstem Sonnenglanz die Besichtigung der Grabungen und der Funde anschloß.

Im Jahre 1933 wurde sodann auch Henri Brun, Fabrikant in Nebikon, in den engern Vorstand berufen.

Ein schwerer Schlag traf unsere Vereinigung im Frühjahr 1935. Nach langer Krankheit schied unser Freund Anton Graf aus diesem Leben. Für uns alle war dies fast unbegreiflich. Besonders bedrohlich war dieser Schlag, weil an der Generalversammlung vom 9. Dezember 1934 in Nebikon der Obmann, Max Fischer, Zofingen, von diesem Posten endgültig zurückgetreten war. Und inzwischen war es noch nicht gelungen, einen neuen Obmann zu finden. Und nun kam noch der Tod des eifrigsten Förderers unserer Vereinigung. Es wurden verschiedene Namen genannt, denen man das Amt eines Obmannes hätte anvertrauen können, die aber nicht allen genehm waren. Am 8. April 1935 teilten dann die Vorstandsmitglieder aus dem Aargau mit, daß sie ebenfalls aus dem Vorstand austreten möchten. Was nun? Sollte man den jungen Verein sterben lassen? Nein, die Krise mußte überwunden werden. Und schon zeigte sich ein Hoffnungsschimmer. Josef Hunkeler, Kaufmann in Wikon, erklärte sich bereit, als Obmann vorläufig die Geschicke der Vereinigung zu leiten. Im «Schloßberg» in Wikon verhandelten dann die Vertreter des Vorstandes mit den aargauischen Vorstandsmitgliedern. Diese beharrten auf ihrem Rücktritt, da sie der Meinung waren, die Heimatvereinigung würde bei der Regierung des Kantons Luzern mehr Unterstützung finden, wenn sie nur von Luzernern geleitet werde. Da die Aargauer versprochen, treue Mitglieder der Vereinigung zu bleiben und deren Interessen stets tatkräftig zu wahren, einigte man sich schließlich dahin, den Rücktritt mit tiefstem Bedauern zu genehmigen. Und wir dürfen hier heute feststellen, daß sie gehalten haben, was sie versprochen. Als treue Freunde arbeiteten sie seither mit uns, und die Vereinigung ist ihnen zu großem Dank verpflichtet. Damit war eine der gefährlichsten Klippen umfahren. Und als dann an der darauffolgenden Generalversammlung Dr. Bosch, Seengen, als Vertreter der Prähistorischen Kommission in Luzern uns die herzlichsten Glückwünsche dieser Kommission überbrachte und versprach, daß Luzern für das zu schaffende Wiggertaler Heimatmuseum in Schötz Funde aus dem Wauwilermoos abtreten werde, war der Himmel wieder wolkenlos geworden.

An dieser Tagung im Herbst 1935 wurde dann der Vorstand ergänzt, so daß auch er wieder handlungsfähig war. Als Obmann wurde Josef Hunkeler, Kaufmann, Wikon, bestätigt. Als Vizeobmann amtierte von nun an Dr. Sidler, Apotheker, Willisau, und als Kassier wurde neu in den Vorstand

gewählt: Johann Isenschmid, Gemeindeschreiber, Schötz. Als weitere Mitglieder traten Kaspar Meyer, Lehrer, Schötz, und Baptist Schlüssel, Briefträger, Nebikon, in den Vorstand ein.

Von nun an ging die Entwicklung ruhig weiter. Der Interessentenkreis wurde immer größer. Besonders seit dem wir die Heimatkunde des Wiggertales veröffentlichen, stieg die Mitgliederzahl stark an.

1938 erhöhte der Vorstand den Mitgliederbeitrag, der bisher Fr. 1.— gewesen war, auf Fr. 1.50. Im Jahre 1943 erhöhte er diesen auf Fr. 2.—, 1948 auf Fr. 2.50 und 1952 auf Fr. 3.—. Da dieser Betrag jeweils als Jahresbeitrag und zugleich als Entschädigung für die sehr interessante «Heimatkunde» gilt, nahm an den Erhöhungen niemand Anstoß.

1942 wurden Fritz Steiner, Sekundarlehrer, Buttisholz, und Josef Zihlmann, Gettnau, bekannt unter dem Dichternamen «Seppi a de Wiggere», in den Vorstand berufen.

Die Heimatvereinigung verspürte auch die Einwirkungen des zweiten Weltkrieges. Das Vereinsleben schrumpfte in den ersten Kriegsjahren auf ein Minimum zusammen. Erst 1942 kam wieder neues Leben in den Verein. 1943 trat Dr. Franz Sidler, Apotheker, Willisau/Vitznau, aus dem Vorstand zurück, da er meistens in Vitznau weilte. In Würdigung seiner großen Verdienste wurde er zum ersten Ehrenmitglied der Heimatvereinigung ernannt.

Der so leer gewordene Posten im Vorstand wurde wiederbesetzt durch Prof. Dr. Josef Bühler, Willisau, der dann aber am 10. Oktober 1946 wieder aus dem Vorstand ausschied.

1944 überschritt die Mitgliederzahl erstmals die Zahl 1000. — 1946 trat eine kleine Aenderung im Aufgabenbereich des Vorstandes ein, die die künftige Arbeit stark erleichterte. Dem Aktuar wurde auch das Kassawesen übertragen, da er den Versand der Heimatkunde leitete. Damit wurden vorübergehend die beiden Chargen des Kassiers und des Aktuars zu einer eigentlichen Geschäftsstelle zusammen gelegt, die inskünftig die Bezeichnung «Sekretariat der Heimatvereinigung» führte.

Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß zeitenweise zwischen der Prähistorischen Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern und der Heimatvereinigung des Wiggertales ein ziemlich gespanntes Verhältnis herrschte. Dies konnte dank beidseitigen Bemühungen jeweils überbrückt werden. Da nun die Heimatvereinigung ihre Lebensfähigkeit bewiesen hatte und damit man inskünftig ersprißlicher zusammen arbeiten konnte, wurden durch die Naturforschende Gesellschaft 1946 unsere Vorstandsmitglieder Fritz Steiner, Buttisholz, und Alois Greber, Buchs, in die Prähistorische Kommission berufen.

Am 3. Dezember 1949 wählte der Vorstand der Vereinigung an Stelle des leider austretenden Josef Zihlmann-Fischer, Gettnau, Sekundarlehrer Alfred Felber, Dagmersellen, als Vorstandsmitglied.

1957 schieden Johann Isenschmid, Gemeindeschreiber, Schötz, und Henri

Brun, Fabrikant, Nebikon, aus dem engern Vorstand aus. An ihrer Stelle wurden neu gewählt: Eugen Meyer-Sidler, Stadtrat, Willisau, und Josef Zihlmann-Fischer, Kaufmann, Gettnau. Kurz darauf wünschten auch die beiden seit der Gründung im Vorstand mitwirkenden Dr. Siegfried Amberg, Ettiswil, und Alfred Felber, Gemeindeschreiber, Egolzwil, entlastet zu werden. Schweren Herzens entsprachen wir ihren Wünschen.

Wir nehmen hier die Gelegenheit gerne wahr, um allen lieben Heimatfreunden, die kürzere oder längere Zeit im Vorstand mitwirkten, für ihre Arbeit herzlich zu danken. Sie alle setzten sich je und je mit aller Energie und Tatkraft für die Ideale der Heimatvereinigung ein und Vieles, was wir erreichten, haben wir ihnen zu verdanken. Der schönste Trost mag für sie sein, daß das, was sie oft mit schweren Opfern taten, nicht umsonst war. Die Saat, die sie gesät haben, ist hundertfältig aufgegangen, und sie mögen sich freuen an der blühenden Heimatvereinigung des Wiggertales, die heute allgemein hoch geachtet und in vielen Dingen als vorbildlich betrachtet wird. Darum habt Dank, ihr lieben Freunde für die schönen Stunden, die ihr uns und der Heimat geschenkt habt.

Die Entwicklung der Vereinigung ging nun ruhig vor sich. Die Mitgliederzahl stieg stetig. Der Verein war stark geworden. Auch seine Finanzen waren in geordnete Bahnen gelenkt. Nun durfte die Heimatvereinigung es wagen, an größere wissenschaftliche Aufgaben heranzutreten. Darüber sprechen wir in einem besonderen Teil dieser Rückschau.

An der Jubiläumstagung in Reiden, am 20. Oktober 1957, wurden fünf verdiente Förderer in Anerkennung ihrer Verdienste für die Erforschung Förderung und Erhaltung heimatlichen Kulturgutes zu Ehrenmitgliedern ernannt. Es waren dies:

Dr. Amberg Siegfried, Arzt, Ettiswil
 Dr. Bosch R., Kantonsarchäologe, Seengen
 Felber Alfred, Gemeindeschreiber, Egolzwil
 Gaßmann A. L., Musikdirektor, Vitznau
 Isenschmid Eduard, alt Nationalrat, Schötz

Auf Ende 1957 zeigte die Mitgliederliste folgenden Bestand:

Einzelmitglieder	1097
Lebenslängliche Mitglieder	5
Ehrenmitglieder	6
Juristische Mitglieder, die Fr. 10.— bis Fr. 20.— bezahlen .	20
Juristische Mitglieder, die Fr. 20.— und mehr bezahlen .	49
Also totaler Mitgliederbestand	1177

II. Ihre Tagungen

In § 5 der Satzungen der Heimatvereinigung steht geschrieben, daß die Mitglieder alle Jahre zu einer Generalversammlung zusammenkommen sollten. Anfänglich führte die Vereinigung das strikte durch. Als sie sich aber immer weiter ausdehnte, wurde dies immer schwieriger. Und als dann der Krieg die Benzinknappheit und damit Fahrverbote brachte, war es überhaupt nicht mehr möglich, die Mitglieder zusammenzubringen. So wurde denn dieser § 5 dahin abgeändert, daß der Vorstand solche Tagungen einberufen kann, wenn er es für gut findet. Damit konnte das Vereinsleben viel rationeller gestaltet werden. Wir geben im folgenden nun einen Ueberblick über die Versammlungen mit den jeweiligen Referenten und den mitwirkenden Vereinen, usw. Die üblichen statutarischen Traktanden werden nicht erwähnt.

1. Oktober 1933: 1. Generalversammlung im Restaurant «Post», Wauwil.

Referate:

Schoder Fritz, Zofingen: «Aus dem Leben des Schweizer Königs Ludwig Pfyster von Altshofen.»

Amberg Robert, Ettiswil: «Die Vogelreservation im Wauwilermoos.»
Führung durch die Ausgrabungen in Egolzwil 2 und die Fundausstellung durch Dr. Reinerth, den Leiter der Ausgrabungen.

9. Dezember 1934: 2. Generalversammlung im Gasthaus «Adler», Nebikon.

Prof. Bernet, Sursee, sprach über: «Das Zeitalter der Burgen und Schlösser. Burgen und Schlösser des Wiggertales, ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung.»

Die Trachtengruppe Nebikon erfreute mit Heimatliedern.

1. Dezember 1935: 3. Generalversammlung im Gasthaus «Löwen», Dagmersellen.

Dr. R. Bosch überbrachte die Grüße der Prähistorischen Kommission in Luzern und der Historischen Vereinigung des Seetales.

Kunstmaler Hüsler orientierte über: «Familienwappen und Stammbäume».

Der Gemischte Chor Dagmersellen umrahmte die Tagung mit Liedern.

6. Dezember 1936: 4. Generalversammlung im Gasthaus «Ilge», Ettiswil.

Diese Zusammenkunft war verbunden mit einer großen Kundgebung für das Volkslied.

Es wirkten mit: Musikgesellschaft Ettiswil
Männerchor Liederkranz, Ettiswil
Trachtengruppe Ettiswil
Trachtengruppe Nebikon

Dr. Müller-Dolder, Beromünster, überbrachte die Grüße der Prähistorischen Kommission Luzern und der Kantonalen Trachtenvereinigung.

Dr. Bosch, Seengen, übermittelte die Grüße der historischen Vereinigung des Seetals.

A. L. Gaßmann, Musikdirektor, Zurzach, sprach über: «Tonpsychologische Beobachtungen am Wiggertaler Volkslied.»

Die für 1938, dem Jahr der ersten kriegerischen Ueberfälle in Europa, vorgesehene große, vaterländische Kundgebung mit den Referaten «Geistige Landesverteidigung», «Militärische Landesverteidigung» und «Wirtschaftliche Landesverteidigung» fiel der Ungunst der Zeit zum Opfer.

An ihrer Stelle beschloß man, eine Generalversammlung in Reiden abzuhalten, an der Dr. Jenny aus Zofingen über «Wiggertaler Sagen» sprechen sollte. — Auch diese Versammlung konnte nicht durchgeführt werden, da seuchenpolizeiliche Vorschriften jede Versammlung verboten.

1939 brach der unheilvolle Krieg über Europa herein und legte unser Vereinsleben lahm.

1941, im Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft, regte sich wieder neues Leben in unseren Reihen. Wir planten eine vaterländische Tagung mit folgenden Referaten:

Prof. Dr. Karl Meyer: «Die Entstehung der Eidgenossenschaft».

Dr. h. c. P. X. Weber, Staatsarchivar, Luzern: «Die Zustände im Wiggertale zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft».

Und da aller guten Dinge drei sind, fiel auch diese Tagung ins Wasser, weil der erste Referent krankheitshalber vorläufig nichts mehr unternehmen durfte und der zweite nicht abkömmlich war. Durch diese Mißerfolge entmutigt, sah man vorläufig von weiteren Tagungen ab.

1946, nachdem die Waffen wieder ruhten, lud dann der Vorstand wieder zu einer großen Heimattagung verbunden mit der Generalversammlung nach Willisau ins Hotel «Mohren» ein. Die Trachtengruppen von Willisau-Stadt, Buttisholz, Ettiswil, Menznau und Reiden, und der Jodlerklub «Mairglöggli», Willisau, erfreuten die Anwesenden mit Liedern. Nach der offiziellen Tagung spielte die Ländlerkapelle «Luegisland», Großwangen, zum Tanze auf bis abends 7 Uhr.

Referate:

Dr. Franz Sidler-Dilger, Willisau: «Das Napfgold».

Dr. Willi Meier, Apotheker, Sursee: «Der Ursprung der Willisauer Ringli».

Alois Greber, Sekretär, Buchs, berichtete eingehend über die Tätigkeit der Heimatvereinigung in den Jahren 1936—1946.

Stadtpräsident Fritz Kneubühler, Willisau, überbrachte die Grüße von Willisau-Stadt und *Dr. Jürg Scherer, Meggen,* jene des Innerschweizerischen Bundes für Heimatschutz.

5. Oktober 1952: 5. Generalversammlung im Gasthaus «St. Anton», Egolzwil.

Alois Greber, Sekretär, Buchs, orientierte wieder eingehend über die Arbeiten der Heimatvereinigung seit 1946.

Anschließend besuchte man unter Führung von *Prof. Dr. Vogt*, Vizedirektor des Landesmuseums Zürich, die Ausgrabungen in der Siedlung Egolzwil 3 und dann die Fundausstellung im Bahnhofrestaurant in Wauwil.

6. Generalversammlung, verbunden mit grosser Heimattagung, im Gasthaus «St. Mauritius», Schötz, Sonntag, 6. März 1955.

An dieser Tagung ehrten wir unsern Wiggertaler Volksliederforscher *A. L. Gaßmann*, von Buchs, wohnhaft in Vitznau.

Es sprachen:

Dr. A. E. Cherbuliez, Prof., Zürich, über: «A. L. Gaßmann, ein verdienter Förderer und Erforscher innerschweizerischer Volksmusik».

Prof. Philipp Kohler, Wettingen, über: «A. L. Gaßmann als Mensch und Pädagoge».

Die Grüße der Regierung des Kantons Luzern überbrachte *Regierungsrat Adolf Käch*.

Die Musikgesellschaft «Frohsinn» Schötz spielte Kompositionen Gaßmanns und die Trachtengruppe Nebikon sang Lieder Gaßmanns.

20. Oktober 1957: Große Jubiläumstagung im Hotel «Mohren», Reiden.

Die Musikgesellschaft Reiden eröffnete die Versammlung. Der Männerchor «Sängerbund Oberwiggertal» sang Vaterlandslieder. Die Trachtengruppen von Nebikon, Pfaffnau, Reiden, Zofingen/Oftringen und Brittnau erfreuten mit Volkstänzen und Volksliedern.

Sekretär Alois Greber, Buchs, sprach über:

«25 Jahre Arbeit im Dienste der Heimat».

Dr. Willi Meier, Sursee, referierte über:

«Die Marchen des Amtes Willisau».

Regierungsrat Dr. Josef Isenschmid, Schötz/Luzern, überbrachte die Grüße und Glückwünsche der kantonalen Regierung.

Herzliche Glückwünsche und Grüße überbrachten:

Fritz Schoder, Zofingen, im Auftrage des Stadtrates von Zofingen.

Dr. R. Bosch, Seengen, im Namen der Historischen Vereinigung des Seetales und des Aargauischen Heimatverbandes.

Nationalrat Studer, Escholz matt, im Auftrage des Historischen Vereins des Entlebuches.

Gemeindeammann Paul Oetterli, Reiden, im Namen von Volk und Behörden von Reiden.

Dr. Josef Kopp, Ebikon, im Auftrage der Naturforschenden Gesellschaft von Luzern und deren Prähistorischen Kommission.

Dr. Josef Speck, Zug, als Kantonsarchäologe.

Weitere Grüße und beste Glückwünsche entboten:

A. L. Gaßmann, Vitznau, und *Jean Müller, Willisau*.

Telegraphische Glückwünsche und Grüße durften wir entgegennehmen von der Amrein-Troller-Stiftung, Gletschergarten, Luzern.

Nach dem offiziellen Teil sangen und tanzten die Trachtengruppen und dann spielte noch ein Stündchen oder zwei eine lüpfige Kapelle zum Tanze auf.

III. Was hat sie in den 25 Jahren geleistet?

Es ist vollkommen unmöglich, alle, die mehr oder weniger wissenschaftlichen Arbeiten hier zu erwähnen, die die Heimatvereinigung seit ihrer Gründung ausgeführt hat. Gar vieles wurde ja auch im Stillen gewirkt, das in der breiten Öffentlichkeit nie bekannt wurde und auch nie wird. Wie das sittsame Veilchen im Stillen und Verborgenen blüht, so wirken auch bei uns viele, die nicht an die Öffentlichkeit zu treten wünschen. Da wir aber schon Rückschau halten wollen auf die 25 Jahre Wirksamkeit der Heimatvereinigung, so wollen wir doch einiges hier erwähnen.

1. Bei den Wanderbauern in Egolzwil 3

Im Frühjahr 1929 war Kirchmeier Achermann aus Egolzwil damit beschäftigt, in seinem Torfland, das zwischen Egolzwil und Wauwil in der Nähe der Bahnlinie liegt, Torf abzustechen. Dabei stieß er auf vier Pfähle, die in der Seekreide drin steckten und bis in den Torf hinauf reichten. Er meldete dies seinem Freunde Anton Graf in Schötz. Der kam unverzüglich auf den Platz, um an Ort und Stelle die verdächtigen Pfähle und ihre Umgebung zu untersuchen. Trotz größter Sorgfalt konnte er aber nichts feststellen, was auf eine urgeschichtliche Siedlung hindeutete. Von einer Kulturschicht zeigte sich weder im Torf noch zwischen Torf und Seekreide eine Spur. Das verdroß ihn aber nicht. Er entwarf einen Plan des Geländes und zeichnete die vier Pfähle ein. Im Sommer 1930 trafen die Torfstecher wieder auf 13 und im folgenden Herbst abermals auf 24 Pfähle. Alle zeichnete Graf in seinen Plan ein. Neben ganzen Pfählen waren auch einige Hälblinge und Vierlinge vertreten. Ihr Durchmesser variierte zwischen 6 und 14 cm. Nun kam Graf das Ganze doch etwas verdächtig vor. Er grub mehrere Sondierlöcher bis tief in die Seekreide hinunter. Dabei machte er Feststellungen, deren Tragweite er aber nicht erfaßte. Er schrieb in seinem Bericht an die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte: «Auf 70 cm Tiefe durchzieht eine dunkle, dünne Schicht von 1—2 cm Mächtigkeit in horizontaler Lage die Seekreide.» Heute wissen wir, daß diese dunkle Schicht in der Seekreide die auslaufende Kulturschicht einer Siedlung war.

Indessen begannen im Sommer 1932 die großen Ausgrabungen in Egolzwil 2 und es wurde im gleichen Herbst unsere Heimatvereinigung gegründet. Dies alles erfüllte unseren Freund Graf mit neuer Tatkraft. Nun hatte er Freunde, die ihn unterstützten. Als im Spätherbst 1932 Achermann beim Torfstechen auf die Ueberreste eines Einbaumes stieß, fuhren wir mit einem Lieferungswagen und einigen Freunden nach Egolzwil, um den Einbaum zu heben. Bei uns befand sich auch der unvergeßliche Freund Friedrich Kneubühler von Schötz, der immer mit Freude und großer Liebe bei den Forschungen mitmachte. Er, den gewaltiger Tatendrang bald darauf in die Ferne trieb, hing mit allen Fasern seines Herzens an der Heimat, und darum war er sofort bereit, mit uns die vermutete Siedlung in Egolzwil zu suchen. Heute ruht der liebe Freund fern der Heimat in Australiens Erde. Seiner gedenken wir immer, wenn wir übers Moos wandern.

Es zeigte sich damals bald, daß nicht mehr der ganze Einbaum vorhanden war, sondern nur ein etwa 1 m langes Stück, wahrscheinlich eine Hälfte der Kahnspitze. Das Stück war sehr sauber gearbeitet. Die Bodendicke betrug 4 bis 4,5 cm und keilte im aufstrebenden Seitenrand bis auf 1,5 cm aus. Ein flachgedrücktes Holzstück, das dabei lag und wohl vom gleichen Einbaum stammte, reichte noch tief in die Torfwand hinein und konnte nicht näher untersucht werden. Hans Härry aus Seengen, der bekannte Pollenanalytiker¹⁾, untersuchte die Bodenproben, die wir ihm sandten und stellte fest, daß der Einbaum aus dem Ende der Bronzezeit oder dem Anfang der Hallstattzeit stammen müsse²⁾.

In der gleichen Torfwand, aber etwa 25 m weiter seewärts vom Kahn entfernt, traten mit Kammstrichen verzierte Topfscherben zu Tage, die von Fachgelehrten sicher als latènezeitlich erkannt wurden.

Nachdem Einbaum, Topfscherben und die zugehörigen Torfproben dem Boden entnommen waren, mußte auch das Rätsel gelöst werden, das die vielen Pfähle noch umgab. Immer tiefer in die Seekreide hinunter drangen die Schaufeln und hoben sich wieder. Nichts als Seekreide! Da, plötzlich drang die Schaufel durch eine dunkle Schicht, langsam hob sie sich — und uns blickte eine Topfscherbe mit Henkelansatz entgegen. Weitere Schaufeln brachten Feuersteinsplitter und andere Kulturzeugen zutage. Ein neuer urgeschichtlicher Wohnplatz war entdeckt worden, der dritte in der Gemeinde Egolzwil; er erhielt daher den Namen Egolzwil 3³⁾. Welche Freude erfüllte unsere Herzen.

Im Mai 1933 hoben wir dann hier einen 7 m langen und 1 m breiten Sondiergraben aus. Die Kulturschicht war hier mit 100 bis 110 cm Seekreide und zum Teil noch mit 2 m Torf zugedeckt. Unter der Kulturschicht lag ebenfalls Seekreide von unbestimmter Tiefe. Die Kulturschicht war also ganz in Seekreide eingebettet. Sie enthielt viel Baumrinde und Kleinholz. Gefunden wurden: 1 Klingenschaber, Feuersteinabsplisse, 1 ova-

les, spitznackiges Steinbeil, 1 defektes Steinbeil, 1 defekter Steinmeißel, 1 angesägter Stein, 1 Mühle samt Läufer, Schleifsteine, 1 Topfscherbe mit schmalem Henkel, 3 Scherben mit flachbreiten Henkeln, die Scherben eines Gefäßes von 15 cm Durchmesser und 16 cm Höhe, mit seitlichen Knubben am Rande, welche je drei Schnurlöcher aufwiesen. Sodann fanden wir auch Knochen, aber kein Hirschhorn. Besondere Freude bereiteten uns die drei vollständig erhaltenen Steinbeilschäfte aus Eschenholz.

Im Abstand von 5 m zu 5 m gruben wir ein Netz von Sondierlöchern im ganzen Siedlungsgebiet. Dabei konnten wir vorläufig feststellen, daß die Breite der Siedlung ungefähr 40 m betrug. In der Länge konnten wir die Kulturschicht nur auf etwa 50 m verfolgen, da sie im östlichen Teil ungefähr 3 m unter der Grasnarbe lag. Spätere Sondierungen zeigten dann eine Länge der Siedlung von ungefähr 150 m. Die Kulturschicht war von 70 cm bis 175 cm Seekreide überlagert. Ueber dieser lag zum Teil ein Torfstock von 2 m Mächtigkeit. Am Rande war die Kulturschicht etwa noch 3 cm, in der Mitte 66 cm dick.

Damit war also eine neue Siedlung der Urmenschen gefunden, die sich durch besonders feine Keramik auszeichnete. Ohne Zweifel gehörte sie zur älteren Cortaillodkultur⁴). Da man sofort feststellen konnte, daß diese Siedlung nur in einer Kulturperiode bewohnt war, verfolgten die Gelehrten die Arbeit mit größtem Interesse. Gerne hätte man größere Teile der Siedlung schon damals freigelegt, doch allzu große Schwierigkeiten verhinderten das. Eine Ausgrabung erwies sich zudem im Unterschied zu Egolzwil 2 als noch nicht notwendig, da die Kulturreste noch tief in der feuchten Seekreide ruhten, also nicht austrocknen und auch nicht von frevler Menschenhand zerstört werden konnten. Man beschloß also, die Geheimnisse vorläufig noch im dunklen Schoß der Erde ruhen zu lassen. Für die junge Heimatvereinigung aber bedeutete diese Entdeckung einen großen Erfolg, und die exakte Arbeit sicherte ihr die Hochachtung der Fachgelehrten.

Dachte man also 1933 daran, diesen Pfahlbau Egolzwil 3 noch für längere Zeit unberührt zu lassen, so kam es bald anders. 1939 brach der unselige Krieg über Europa und gar bald über die ganze Welt herein. blieb unser Land auch verschont von den furchtbaren Zerstörungen der blind wütenden Kriegsfurien, so gingen sie doch nicht spurlos an uns vorbei. Die Nahrungsmiteleinfuhr wurde stark gedrosselt und eine strenge Rationierung sorgte für die gleichmäßige und gerechte Verteilung des Vorhandenen. Konnte man von draußen nicht mehr genügend Lebensmittel hinein bringen in unser Land, so mußte nun unser lieber Heimatboden sein Möglichstes hergeben. Und in der schweren Zeit hat er treu zu uns gehalten und reichlich Nahrung geliefert. Jedes Plätzchen aber mußte erhalten und wurde bebaut. Ein ungeheurer Landhunger herrschte. So wurden Sümpfe trockengelegt, Wälder gerodet, und bald wogten da, wo früher öde Streuefelder sich ausdehnten oder mächtige Wälder sich in die Höhe reckten,

prächtige Getreidefelder im Winde. So mußte auch das Wauwilermoos erhalten. Immer weiter voran trieb man die Trockenlegung.

Und schon erhoben sich, erst leise und zaghaft, dann immer lauter die Stimmen, die verlangten, daß die noch im Schosse des Wauwilermooses ruhenden Siedlungen aus grauer Vorzeit erforscht werden sollten, bevor sie ganz austrocknen und zerfallen würden. Die Heimatvereinigung des Wiggertales als Hüterin der Kulturgüter unserer Heimat wurde immer dringender aufgefordert, etwas zu unternehmen. Die Austrocknung konnte nicht gestoppt werden, das zeigte sich vor allem als die Luzerner Strafanstalt ins Wauwilermoos verlegt wurde. Also blieb nur noch das eine, die möglichst rasche Untersuchung der bekannten Siedlungen. Es war vor allem der leider allzu früh von uns geschiedene Prof. Dr. Hermann Gamma aus Luzern, der uns aufmunterte, die nötigen Schritte zu unternehmen, um die Forschungen wieder aufleben zu lassen. Er unterstützte uns immer wieder mit Rat und Tat.

So gingen wir denn 1950 an die Arbeit. Von allem Anfang an aber waren wir entschlossen, die Forschungen nur in Angriff zu nehmen, wenn uns tüchtige Helfer zur Verfügung standen. So gelangten wir denn an Prof. Dr. E. Vogt, Konservator am Landesmuseum, den wohl bekanntesten und versiertesten Urgeschichtsforscher unseres Landes. Nachdem die Direktion des Landesmuseum ihre Zustimmung erteilt hatte, erklärte sich der Angefragte bereit, die Leitung der geplanten Grabungen zu übernehmen. Er suchte selber auch tüchtige Mitarbeiter, so für die Pollenanalyse J. Troels-Smith vom Moselaboratorium des Nationalmuseums in Kopenhagen und für die Jahrringchronologie und Holzanalyse Prof. Dr. B. Huber vom Forstbotanischen Institut in München.

So war der wissenschaftliche Erfolg gesichert. Die Heimatvereinigung des Wiggertales stellte vorerst 1000 Franken zur Verfügung, sodann sicherte auch die Kantonsregierung ihre finanzielle Unterstützung zu, ebenso einige wissenschaftliche Stiftungen und Gesellschaften. Und damit war nun auch die finanzielle Frage gelöst.

Am 20. September 1950 begannen die Arbeiten in der Siedlung Egolzwil 3. Mit einem Bagger wurden auf einer Fläche von 55 m Länge und 8 m Breite der Humus und die, die Kulturschicht überlagernde Seekreide ausgehoben, was etwa 3 Tage in Anspruch nahm und von der Strafanstalt Wauwilermoos reibungslos durchgeführt wurde, dank der vorzüglichen Leitung durch Verwalter P. Oswald. Nachher wurde in mühevoller, aber dankbarer Handarbeit die Kulturschicht⁵⁾ freigelegt und alsdann untersucht. Beendet wurde die erste Etappe der Grabung am 31. Oktober 1950.

Im Herbst 1952 wurde die Grabung fortgesetzt. Die Fläche, die abgedeckt wurde, war etwas kleiner als 1950. Diesmal wurde nur die Humusschicht mit dem Bagger abgetragen. Die Seekreide schaffte man mit einem von der Glashütte Wauwil zur Verfügung gestellten Förderband weg. So

war es möglich, auch die bis in die Seekreide hinauf ragenden Pfahlköpfe einwandfrei zu beobachten.

1950 arbeiteten neben einigen Angestellten auch mehrere Lehrer als freiwillige Hilfskräfte mit. Der Leiter, Prof. Dr. E. Vogt, wurde tatkräftig unterstützt von Franz Brandenburg vom Landesmuseum. Während der Grabung weilte J. Troels-Smith aus Kopenhagen mehrere Tage bei uns und entnahm dem Boden Proben für die Pollenanalyse.

1952 verzichtete man auf freiwillige Hilfskräfte. Da sich nun auch das Landesmuseum finanziell an der Grabung beteiligte, war es möglich, eine genügende Anzahl Arbeiter anzustellen. Auch Studenten machten mit, die bei Prof. Dr. E. Vogt die Vorlesungen besuchten. Die Baugeschäfte A. Macchi AG, Schötz, Wüest & Cie., Nebikon, und K. Willi & Cie., Ettiswil, stellten sowohl 1950 wie 1952 zum Teil gratis, zum Teil zu sehr günstigen Bedingungen Baumaschinen, Grabungs- und Hilfsmaterial zur Verfügung. J. Troels-Smith und sein Assistent Svend Joergensen entnahmen auch 1952 dem Boden wieder fleißig Proben. Auch Prof. Dr. Huber aus München weilte einige Tage bei uns. Nach der Grabung sandten wir ihm 11 Kisten mit Holzproben für die Jahrringuntersuchungen. Fachlehrer B. Stüssi vom botanischen Garten der Universität Zürich analysierte anhand einiger Proben die genaue Zusammensetzung der Kulturschicht.

1950 zeichnete Prof. Dr. E. Vogt alle Pläne selbst. 1952 wurde diese Arbeit einem Zeichner übertragen. Dadurch erhielt der Leiter vermehrt Zeit zur eingehenden Untersuchung der Kulturschicht. Photographiert wurde 1950 von Prof. Dr. E. Vogt und 1952 von W. Kramer vom Landesmuseum.

Die vielen Holzgeräte, die zu Tage traten — 1950 allein über 30 Steinbeilschäfte — wurden alle im Landesmuseum konserviert. Auch die Keramik wurde soweit möglich im Landesmuseum ergänzt und zusammengesetzt und zwar in verdankenswerter Weise auf Rechnung des Landesmuseums.

Die Funde aus beiden Grabungen wurden zwischen dem Landesmuseum und dem Kanton Luzern in friedlicher Art und Weise geteilt. Ohne Mithilfe des Landesmuseums wäre ja die Weiterführung der Grabungen niemals möglich gewesen, so wären also auch die Funde im Boden geblieben und auch die wissenschaftlichen Resultate wären noch nicht oder vielleicht nie mehr erkannt worden. Darum beschloß die Regierung des Kantons Luzern in Anerkennung der großen Verdienste des Landesmuseums um die Erforschung des Wauwilermooses, diesem die gewünschten Funde als Eigentum zu überlassen.

Und nun kurz etwas über die Resultate der beiden Grabungen in Egolzwil 3. Sie werden sicher als zwei der wichtigsten in die Urgeschichtsforschung eingehen. Wir wissen, daß seit der Entdeckung der ersten Pfahlbauten im Jahre 1854 die Gelehrten sich über die Frage streiten, ob diese Bauten einst auf Pfählen über dem Wasser standen oder auf dem trockenen

Boden. Für beide Behauptungen wurden «hieb- und stichfeste» Beweise ins Feld geführt. So blieb der Streit bis heute unentschieden. In Egolzwil 3 wurden nun aber Tatsachen festgestellt, die die Theorie des Wasserbaues hart ins Schwanken bringen. Und gerade in Egolzwil 3 erwartete man sichere Feststellungen, die für den Wasserbau sprechen würden. War doch da die Kulturschicht ganz von Seekreide umgeben, also ein klarer Beweis dafür, daß die Siedlung im Wasser stand. Und siehe da, dem Sperberauge des Forschers zeigten sich Dinge, die eindeutig für den Landbau zeugten. Um auch unseren Lesern Einblick in die Vielfalt dieser Probleme zu geben, wollen wir in aller Kürze hier auf einige eintreten. Wer diese eingehend studieren möchte, der greife zur einschlägigen Literatur⁶).

Wer schon je einmal Ausgrabungen in sogenannten Pfahlbauten gesehen hat, der erinnert sich an die vielen Pfähle, die er dort sah. Wofür mögen diese einst gedient haben? wird er sich da gwunderig gefragt haben. Diese Frage stellten sich immer auch die Forscher. Und meistens kamen sie zum Schluß, daß diese Pfähle einst die Häuser trugen. Man stellte sich das so vor: Die Neolithiker trieben Pfähle in den Seeboden. Auf diese Pfähle legten sie einen Balkenrost und auf diesen stellten sie das Haus oder die Häuser. Daß die Neolithiker die Häuser nicht auf Pfähle, sondern auf den Boden bauten, also auf dem gewachsenen Boden wohnten, das schien den Verfechtern der Pfahlbautheorie nicht glaubhaft, ja total unmöglich. Die vielen Pfähle hätten ja in diesem Fall in den Wohnraum hineingeragt, hätten also die Menschen überall behindert, ja hätten das Wohnen überhaupt unmöglich gemacht. So sagte einst ein Forscher: «In solchen Räumen konnten ja nur Schlangenmenschen schlafen.» So standen sich also seit jeher diese zwei Theorien gegenüber. Welche war oder ist richtig?

Genaueste Beobachtungen in Egolzwil 3 haben dieses scheinbar unlösbare Problem geklärt. Man hat zwar schon bei anderen Grabungen ähnliche Feststellungen gemacht wie in Egolzwil 3, man konnte diese aber noch nicht so einwandfrei deuten.

Wohl die meisten Pfähle waren ehemals First- und Wandträger. Daneben werden viele auch noch als Träger und Bestandteile von Gestellen oder andern Einrichtungen gedient haben. Dort, wo die Pfähle aus dem feuchten Boden heraus ragten, faulten sie rasch. Man mußte sie ersetzen. Ausreißen konnte man sie nicht mehr, also schnitt man sie unter der Bodenoberfläche ab und stellte neue Pfähle daneben. Wohl wurden dann und wann alte Häuser überhaupt abgerissen und neue erstellt. Auch hier wurden die Pfähle sicher dicht unter der Bodenoberfläche abgeschnitten. Die neuen Häuser wurden dann vielleicht größer oder nicht mehr am genau gleichen Ort oder nicht mehr in der gleichen Richtung erstellt. Neue Pfähle mußten in den Boden eingetrieben werden. Solche Erneuerungen wurden vielleicht nicht nur einmal, sondern höchst wahrscheinlich mehrmals vorgenommen. So wurde mit der Zeit die Zahl der Pfahlenden, die bis unter die Ober-

fläche der Kulturschicht reichten, immer größer. Das störte aber dazumal nicht, da sie ja alle im Boden drin verborgen waren.

Ja, aber wer beweist denn, daß diese Pfähle zur Zeit der Besiedlung die Kulturschicht nicht überragten. Da hat Egolzwil 3 einen einfachen, aber eindeutigen Beweis erbracht. Die Tafel 1 zeigt uns zwei Pfähle, wie sie bei der Grabung 1952 zum Vorschein kamen. Im Profil sehen wir ganz unten die dunkle Kulturschicht und oben eine Schicht Humus. Zwischen drin lagert die Seekreide. Die oberen Pfahlenden, die jetzt in der Seekreide stecken, sind stark verwittert und dunkel gefärbt. Diese dunkle Färbung stammt nicht etwa von einem Brand her. Es sind Spuren der Verwitterung. In der hellen Seekreide drin, wo diese verwitterten Stellen nun stecken, können sie nicht so geworden sein. Das konnte nur in der Kulturschicht geschehen. So müssen also diese Enden sich einst in der weiter unten liegenden Kulturschicht befunden haben. Und das stimmt sicher.

In der Urzeit schwankte der Wasserstand der Seen sehr stark. Zur Zeit der Besiedlung von Egolzwil 3 stand das Wasser tief. Später stieg es wieder an. Vielleicht mußte gerade deswegen Egolzwil 3 geräumt werden. Die Wasser überfluteten die Kulturschicht, das heißt, alles, was die Menschen zurückgelassen hatten. Es bildete sich über den Ueberbleibseln von Egolzwil 3 wieder Seekreide und später Torf. Das Gewicht dieser beiden Schichten wurde ganz gewaltig. Diese Last preßte alle Schichten über der Grundmoräne zusammen. So sank die Kulturschicht immer tiefer hinunter. Die senkrechten Pfähle folgten dieser Bewegung nicht oder nur zu einem kleinen Teil. Sie stießen vielmehr durch die weichen Schichten der Seekreide hinauf, oder die Seekreide glitt an ihnen hinunter. Dies zeigen deutlich die aufstehenden Schichten am linken Pfahl auf dem erwähnten Bild. Beim rechten Pfahl rutschte bei dieser Bewegung das abgebrochene obere Ende neben den Pfahl und preßte sich im Hinuntergleiten in den Pfahl ein. Andere Pfähle, die nicht nach oben durchstoßen konnten, weil dort eine harte Schicht lag und die auch nicht nach unten ausweichen konnten, wurden zum Teil mehrfach geknickt. Die gleiche Beobachtung hat man auch schon bei andern Grabungen gemacht. Das beweist doch eindeutig, daß das Niveau der Kulturschicht, wie wir sie heute antreffen, nicht dem Niveau des ehemaligen Wohnhorizontes entspricht. Letzterer war sicher viel höher, zum mindesten dort, wo die verwitterten Pfahlenden sich heute befinden. So ragten also zur Zeit der Besiedlung sicher nicht alle Pfähle über die Kulturschicht hinaus, sondern nur in diese hinein, waren also auf der Wohnfläche nicht zu sehen. Erst viel später drangen sie durch die Schichten hinauf, als das darüberlagernde Gewicht diese Schichten zusammenpreßte. Daß die Pfähle nicht alle miteinander eingeschlagen wurden, das zeigt auch die Jahrringforschung durch Prof. Dr. Huber, München. Anhand dieser Jahrringe hat er festgestellt, daß die Waldbäume nicht zur gleichen Zeit gefällt wurden. So konnte er zum Beispiel nachweisen, daß 38 Eschen im gleichen Jahre gefällt wurden.

Stellen wir noch in Rechnung, daß die Pfähle nicht unbedingt im Fälljahr gebraucht, sondern gelagert wurden, dann ergibt sich eindeutig das Bild, daß nicht alle Pfähle gleichzeitig in den Boden kamen, sondern daß diese im Laufe der ganzen Besiedlung in den Grund getrieben wurden. Damit verringert sich die Zahl der jeweils im Gebrauch stehenden Pfähle sehr stark und diese waren sicher nicht mehr stark genug, die gewaltige Last der Häuser zu tragen. Vielleicht gelingt es einmal der Wissenschaft, sogar genau festzulegen, welche Pfähle zur gleichen Zeit eingetrieben worden sind. Bis dahin aber müssen wir uns mit der nun eindeutig bewiesenen Tatsache abfinden, daß ursprünglich nicht so viele Pfähle standen wie heute die Kulturschicht überragen. Diese kamen erst im Laufe der Zeit in den Boden und drangen erst später wieder durch die Kulturschicht hinauf.

Prof. Dr. Huber aus München untersuchte von der Grabung des Jahres 1952 335 Proben von vorgefundenen Pfählen und bestimmte folgende Holzarten: 174 Pfähle von Eschen, 71 von Eichen, 30 von Erlen, 17 von Ahornen, 14 von Haseln, 14 von Ulmen, 6 von Pappeln, 4 von Weiden, 2 von Birken, 2 von Vogelbeeren und 1 von Rotbuche. Das Alter der Pfähle variierte zwischen 10 und 80 Jahren.

Ebenso zahlreich wie stehende Pfähle trat auch liegendes Holz zutage. Dabei waren sowohl Rundhölzer wie Bretter und Stangen und Spältlinge. Viele Rundhölzer und Stangen erwiesen sich bald als umgestürzte Pfähle.

Die Siedlung brannte beim Verlassen nicht ab und wurde wohl auch nicht niedergerissen, als sie verlassen werden mußte. Wahrscheinlich stieg das Wasser und die Menschen zogen aus. Was noch Wertvolles da war und nicht im tiefen Schmutz drin steckte, das wurde mitgenommen. Das andere überließ man dem Schicksal.

Einige Bauten stürzten wohl bald zusammen, andere blieben länger stehen oder auch nur Teile von ihnen trotzten noch längere Zeit den Angriffen der Natur. So stürzte also wohl erst nach und nach alles kreuz und quer übereinander. Heute aus der Lage der Hölzer irgend etwas Planmäßiges herauslesen zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Bearbeitete Bauteile sind keine dabei. Einige Gabelpfähle scheinen ehemals als Dachträger gedient zu haben.

Je nachdem diese Hölzer unmittelbar auf der Kulturschicht liegen oder durch eine mehr oder weniger dicke Schicht Seekreide von ihr getrennt sind, kann man feststellen, welche Hölzer bald und welche erst später einstürzten, nachdem sich über der Kulturschicht bereits Seekreide gebildet hatte. Wäre die Siedlung über dem Wasser auf einem Holzrost gestanden, dann müßten auch noch Teile dieses Holzbodens sich zeigen. Sind eventuell diese liegenden Hölzer, die über und in der Kulturschicht zum Vorschein kamen, Ueberbleibsel dieses Rostes? Dann müßten beim Einsturz die Kulturschicht und der faulende Holzboden durcheinander geraten sein und unsern Augen

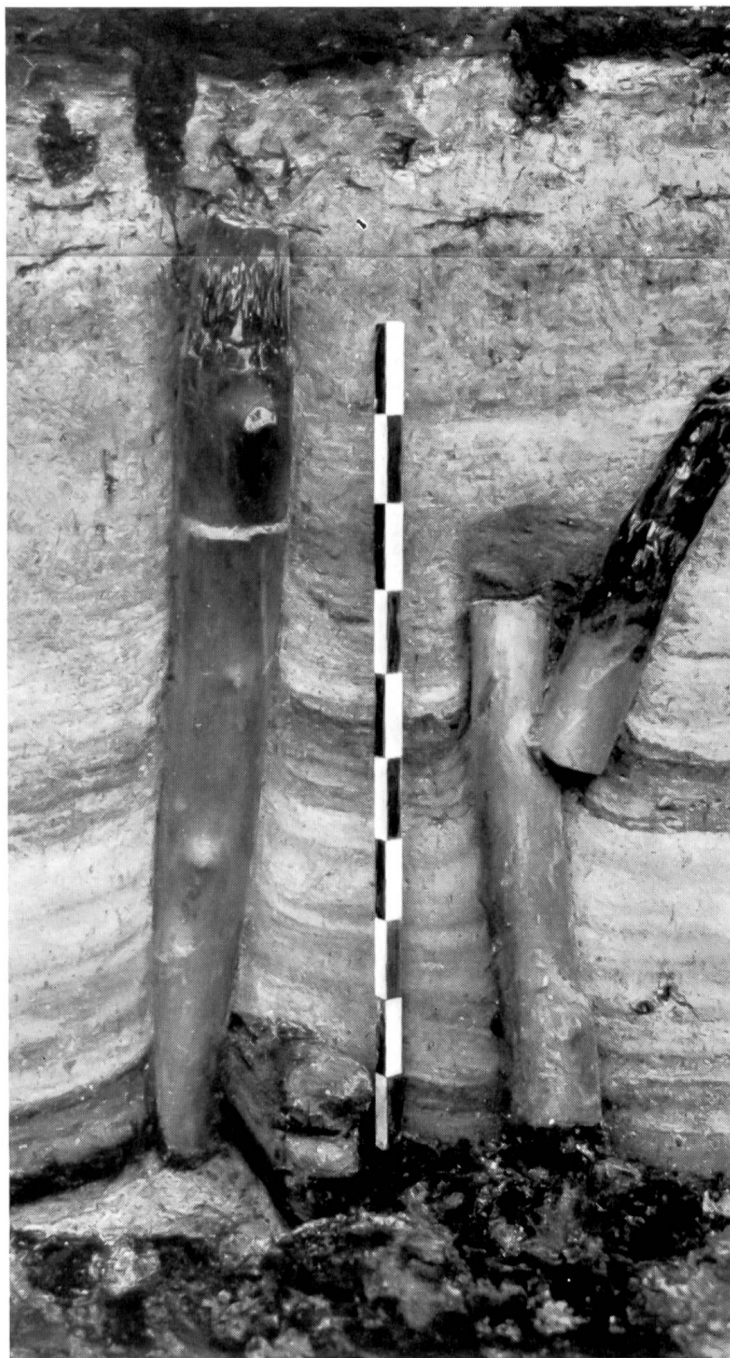
müßte sich demnach ein arges Durcheinander von all diesen Sachen zeigen. Dies ist aber nicht der Fall. Wie wir nachher noch sehen werden, kann anhand von verschiedenen Tatsachen einwandfrei nachgewiesen werden, daß die Kulturschicht nicht verstürzt ist, sondern sich noch intakt vorfindet und sicher noch dort liegt, wo sie entstand. Die vorgefundenen liegenden Hölzer gehörten also niemals zu einem tragenden Holzrost. Die Ueberreste eines solchen Holzbodens müßten sich unter der Kulturschicht zeigen. Aber da war keine Spur von diesen zu finden. Sind sie vom Wasser weggespült worden? Das wird wohl niemand behaupten. Wahrscheinlich hätte das Wasser vorerst die leichten Sachen fortgeschwemmt, bevor es die schweren Tragbalken weggetragen hätte. Es war also sicher kein tragender Holzboden unter der Kulturschicht, das bedeutet, daß die Siedlung nicht über dem Wasser stand, sondern auf dem mehr oder weniger trockenen Boden.

Sobald man bei den Grabungen in die Kulturschicht eindrang, war man überrascht von den vielen Rindenstücken, die man antraf. Zuerst war die Rinde ziemlich stark verwittert. Je tiefer man aber in die Kulturschicht eindrang, umso besser waren die Rindenstücke erhalten. Bald war es möglich ganzen Rindenbahnen freizulegen (Tafel 2). Es fanden sich Stücke bis zu 3 m Länge und ansehnlicher Breite. Es war einfach, festzustellen, daß diese Rindenstücke einst nicht wahllos hingeworfen worden waren. Sie waren also kaum Abfallstücke von irgendwelcher Beschäftigung, sonst wären sie ja zusammengerollt oder kreuz und quer durcheinander gelegen. Fast alle lagen mit der Innenseite nach unten, was ein Zusammenrollen verunmöglichte. Es fanden sich sozusagen keine verkrümmten, verdrehten oder sonstwie unregelmäßig gelagerten Stücke. Meist fanden sich eine Anzahl Rindenschichten übereinander. Auch in den Herdstellen drin fanden sich sogar solche. An einer Stelle konnten 15 Schichten übereinander festgestellt werden. Bald war klar, daß die Siedler in Egolzwil 3 diese Rinden absichtlich auf den Boden gelegt hatten und zwar als Isolationsmittel gegen die Bodenfeuchtigkeit. Rinde ist das beste uns von der Natur zur Verfügung gestellte Isolationsmittel. Wir müssen uns vorstellen, daß die Strandplatte, auf der das Dörfchen erbaut wurde, immerhin noch beträchtliche Bodenfeuchtigkeit enthielt. Zudem war bei Regenwetter die Oberfläche der Seekreide ziemlich glitschig. Genaue Beobachtungen konnten zwar eindeutig feststellen, daß die Bodenfläche schon vor der Besiedlung bewachsen war. Auf diese dünne Pflanzendecke legten nun die Leute Rindenbahnen und erhielten so einen einigermaßen festen Boden, auf dem sie bei schönem und schlechtem Wetter gehen konnten.

Wahrscheinlich war das ganze Wohnareal, sowohl das Innere der Häuser wie die Zwischenräume und freien Plätze mit diesen Rinden gegen die Bodenfeuchtigkeit abgedichtet. Wo man viel durchging, wurden die Rinden stark abgenutzt, da legte man neue Schichten auf. So entstanden immer höhere Isolierschichten.

Diese Rinden liefern auch einen klaren Beweis für ebenerdige Wohnbauten. Die Rinden lagen so schön da, daß sie ohne Zweifel ursprünglich schon hierher gelegt worden waren. Wären sie auch auf dem Balkenrost über dem Wasser gelegen, so wären sie beim Einsturz der Plattform nie so schön regelmäßig in die Tiefe geglitten. Nein, die Rinden lagen bei der Grabung noch dort, wo sie ehemals der Mensch hingelegt hat. Und der Mensch legte sie dorthin, wo er wohnen wollte, also auf den schwach bewachsenen Seekreideboden. Nach Prof. Dr. Huber wurden Rinden von folgenden Bäumen verwendet: Erle oder Hasel, Eiche, Birke, Linde.

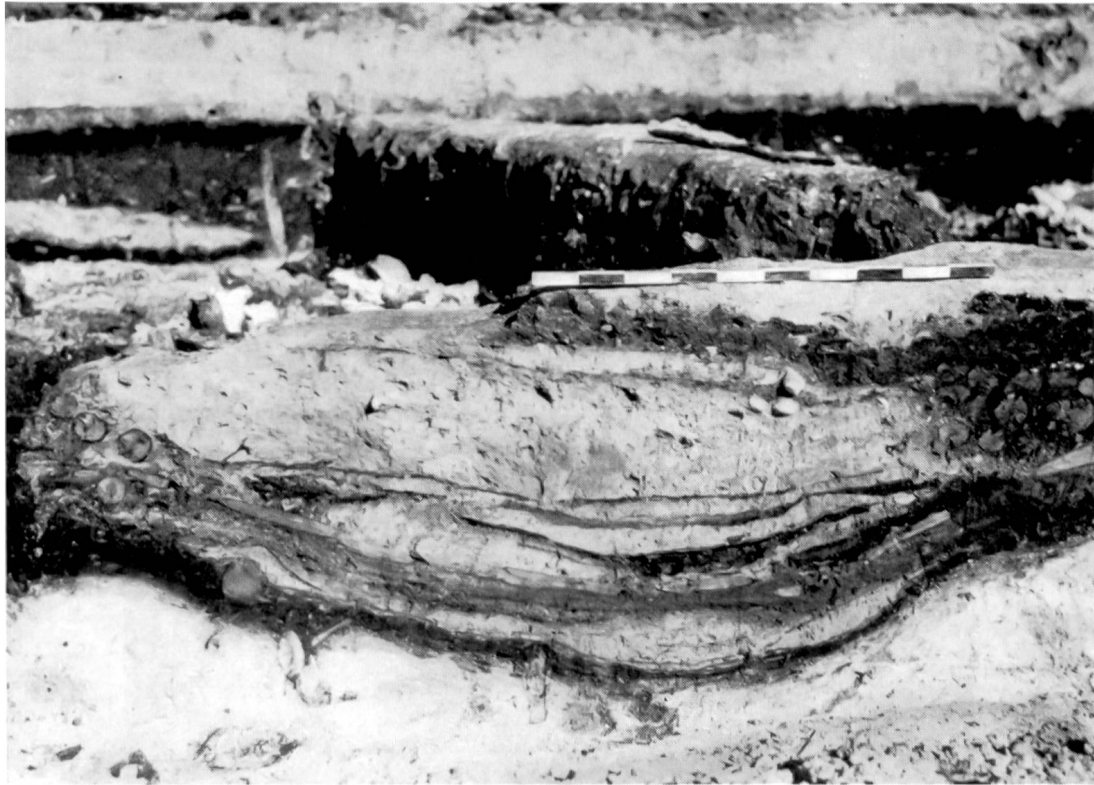
Einen ähnlichen Beweis ergaben die Herdstellen. Sobald man in die Kulturschicht eindrang, fielen kleine Lehmhügelchen auf. Beim Abbau zeigte es sich, daß sie aus zähem, grünem bis gelbbraunem Ton bestanden. Dieser Ton war ortsfremd, war also von irgendwoher herbeigeschafft worden. Er war oft mit Steinen und kiesigem Material vermischt. Die Lehmhügelchen waren von einzelnen Rindenschichten durchzogen, ja, auch Kulturschicht war in ihnen zu finden (Tafel 3). Holzkohle und Asche, die neben und in diesen Lehmhügeln gefunden wurden, zeigten bald, daß es sich hier um Herdstellen handelte. Wo man Herdstellen in der Siedlung haben wollte, da legte man eine Lehmschicht auf den isolierenden Rindenboden. Da der Baugrund noch verhältnismäßig weich war, drückte das Gewicht des Lehms bald eine Vertiefung in diesen. Man mußte neuen Lehm aufschütten, damit die Höhe des Herdes wieder der Umgebung angepaßt wurde. Auf den alten Lehm legte man zum Teil wieder eine Schicht Rindenstücke, damit diese die Feuerstelle möglichst gut gegen die aufsteigende Feuchtigkeit abschirmte. Und auf die Rinde kam der neue Lehm. Bei längerem Gebrauche wurden diese Herdstellen sicher auch schmutzig und unansehnlich, es breitete sich eben die Kulturschicht über sie aus. Diese blieb dann zwischen der alten und der neuen Aufschüttung liegen. So wurde die Herdstelle immer höher, wie natürlich auch der Boden ringsum. Immer größer wurde auch das Gewicht des Lehms, so daß er immer mehr in den Boden versank. Der Mensch suchte das Einsinken teilweise zu verhüten, indem er Balken in den Lehm einbettete. Aber das nützte nicht viel. Die Herdstellen sanken weiter ein, wahrscheinlich langsamer. Sie brachten so die ursprünglich sicher wagrechten Balken in eine schiefe Lage. Die Schichten blieben aber immer genau in der ursprünglichen Lage. Es wurden keine verschobenen oder zerfallenen Herdstellen gefunden. Und nun stelle man sich wieder vor, diese Herdstellen wären auf einem auf Pfählen ruhenden Prügelboden gelegen. Der Prügelboden soll vom Wasser weggeschwemmt worden sein und die Herdstellen glitten nachher fein säuberlich, daß ja nichts verschoben wurde, in die Tiefe. Nein, die Herdstellen liegen sicher heute noch dort, wo sie der Mensch hingelegt hat, nämlich auf dem Boden, und zwar auf dem Boden, auf dem er selber gewohnt hat. Man stelle sich übrigens auch das Mißverhältnis vor zwischen



Tafel 1. Schichtprofil aus der Siedlung Egozvil 3. Unten ist die dunkle Kulturschicht ersichtlich, oben der Humus, dazwischen die Seekreide. Den Pfählen entlang sind die Zeichen der Schichtsetzung deutlich erkenntlich. Der rechte Pfahl brach und das obere Stück wurde durch die Schichtpressung seitlich und nach unten verschoben und sogar in den andern Pfahlteil eingepreßt. Vergleiche Seite 29.



Tafel 2. Auf der Oberfläche der Seekreide ausgebreitete Rindenstücke in der Ufersiedlung Egozvil 3, die als isolierender Fußboden dienten. Die hier sichtbaren Lücken im Rindenboden waren bei der Freilegung der Siedlung noch mit Rinde ausgefüllt. Diese war aber so brüchig und zerfallen, daß sie nicht mehr herauspräpariert werden konnte. Vergleiche Seite 31.



Tafel 3. Schnitt durch eine Herdstelle in der Siedlung Egozswil 4. Grabung 1954. Die Herdstelle war von Anfang an geplant. Deutlich sichtbar sind die verschiedenen Schichten. Auf dünnem Torf liegt Lehm. Darauf liegt ein «Rost» von Haselstecken, dann folgt eine Rindenschicht, dann wieder Lehm. Das war die erste Herdplatte. Später wurden auf den beschmutzten Lehm Rinden aufgelegt, dann wieder Lehm. So erreichte die Herdstelle schließlich die Mächtigkeit von einem Meter. Tafel 10 zeigt die gleiche Herdstelle von oben gesehen. Vergleiche Seite 32.



Tafel 4. Ausschnitt aus dem Dorfzaun in Egozvil 3. Grabung 1952. Sichtbar sind einige Pfahlstümpfe, abgestürzte Stangen und Bretter und eine dünne Traggabel. Vergleiche Seite 33.

dem gewaltigen Gewicht des Lehms und den verhältnismäßig schwachen Pfählen.

Wenn man eine Siedlung erforschen will, dann möchte man, wenn immer möglich, das ganze Areal freilegen. Freudig begrüßt man daher immer etwelche Umzäunungen. In Egozwil 3 zeigte sich schon sehr bald ein recht schöner Dorfhag. Auf der Nordseite fand man eine Reihe Pfähle im Abstand von ungefähr 1,50 m voneinander. Es waren fast ausschließlich Eichenpfähle. Auf der Südseite dieser Pfähle, also gegen das Dörfchen hin, lagen Stangen und Bretter. Die Erklärung für diesen Befund war bald gegeben. Es waren die Ueberreste des Dorfhages. Solche Zäune sieht man heute noch bei jedem Bauernhof. Oben an den ehemals stehenden Pfählen waren die Stangen und Bretter befestigt gewesen. Auch auf der Südseite des Dorfes konnte der Hag festgestellt werden. Der ganze Hag schloß also das Dorfareal nach außen hin ab.

Wozu erstellten die Siedler einst diesen Zaun? Sicher war er kein Verteidigungswerk und sicher auch kein Wellenbrecher. Er war einfach ein Dorfzaun, der von allem Anfang an das Gebiet des Dorfes abschloß. Vielleicht konnte das Vieh frei im Innern der Siedlung herumlaufen, und der Zaun verhinderte ein Entweichen der Tiere. Daß Haustiere im Innern der Siedlung gehalten wurden, das zeigten die Ziegenmisthaufen, die man bei den Grabungen antraf. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die Latten und Stangen auf der innern Seite der Pfähle befestigt waren. Auch ein Eingang des Zaunes konnte festgestellt werden. Tafeln 4 und 5 zeigen einen Teil des Zaunes mit einem gegabelten Pfahl, der allerdings umgestürzt ist, in dessen Gabel aber immer noch ein Eichenbrett des Zaunes liegt. Auch dieser Zaun spricht eindeutig für eine ebenerdige Siedlung.

So zeugen alle vorgefundenen Tatsachen dafür, daß das Dörfchen Egozwil 3 auf dem trockenen Boden stand und nicht auf Pfählen.

Schon die relativ dünne Kulturschicht läßt vermuten, daß die Siedlung Egozwil 3 nicht sehr lange bewohnt war. Dabei ist immerhin festzuhalten, daß der Begriff «nicht sehr lange» sehr relativ ist und weder nach Jahren noch nach Jahrzehnten berechnet werden kann. Die Feststellung der kurzen Besiedlung von Egozwil 3 wurde auch erhärtet durch die Zahl der Geräte- und Knochenfunde, die bei weitem nicht jene Maße erreichten, wie in anderen Siedlungen, wie zum Beispiel 1932—1934 in Egozwil 2. Das Fundmaterial hat aber den großen Vorteil, daß es in seinem Charakter einheitlich ist, das heißt, daß es nur einer urgeschichtlichen Kulturstufe angehört.

Schon die ersten Funde, die 1932 in Egozwil 3 gehoben wurden, wiesen, wie wir oben erwähnt haben, Merkmale auf, die vermuten ließen, die Siedlung gehöre zur älteren Cortaillodkultur.

Auch die Grabungen von 1950 und 1952 brachten wieder Gegenstände zutage, die auf diese Kultur hinwiesen. Im gesamten aber zeigte das Fundmaterial von Egolzwil 3 doch viele typische Merkmale, die es deutlich von der Cortaillodkultur unterscheiden. Prof. Dr. E. Vogt stellte daher fest, daß Egolzwil 3 nicht der älteren Cortaillodkultur angehört, sondern jener anderen Kulturgruppe, die sich für die Frühzeit des Neolithikums im Schweizerischen Mittelland nachweisen läßt. Und da Egolzwil 3 bisher die charakteristischsten Merkmale für diese Gruppe lieferte, nannte er sie *Egolzwiler Kultur*. Träger dieser Kultur war also jenes Volk von Kleinviehzüchtern und nomadisierenden Bauern und Wanderhirten, das in der frühen Jungsteinzeit (etwa 2900—2700 v. Chr.) den Raum zwischen Alpen, Jura und Rhein bewohnte.

Wir haben bereits in einem früheren Bericht (Siehe Heimatkunde des Wiggertales, Heft 13, 1952) die Funde in Wort und zum Teil im Bild geschildert, so daß wir hier nur noch auf einige eintreten. Reich wie noch selten traten die Holzgeräte zu Tage. Soviel Beilschäfte hob man noch in keiner Grabung wie in Egolzwil 3. Gegen 40, meistens vollständig erhaltene Schäfte überraschten uns. Sie waren alle aus der Wurzelstammpartie, also aus dem zähesten Teile von Eschen gefertigt. Die Länge variierte zwischen 65 cm und 75 cm. Verblüffend schön waren die Handgriffe geschnitten, täuschend ähnlich den modernen Axtschäften. Die Schwungkraft und wohl auch die Festigkeit verstärkte der mehr oder weniger große Flügel des Schaftkopfes (Tafel 6). In das Loch des Schaftkopfes wurde die Steinbeilklinge eingesetzt. Einzelne Beilklingen steckten noch in den Schäftungen. Anstelle von Steinklingen fand man auch Holzstücke in den Schaftlöchern. Für was mögen alle diese Beile einmal gedient haben? Wohl kaum nur zur Holzbearbeitung! Wir können uns vorstellen, daß die Steinbeile auch als Schlagwaffen im Krieg und auf der Jagd ebenso gute Dienste leisteten.

Ueberrascht haben uns auch die neuen Sichelformen von bisher ganz unbekannter Art (Tafel 7). Die meisten Holzschäftungen sind gerade und laufen in eine Spitze aus, eine ist vorn etwas nach rückwärts gebogen. Alle haben ein Loch, in das die Silexklinge eingesetzt und mit Birkenteer befestigt wurde. Einzelne Klingen steckten noch im Schaft. Einige zeigen an der Schneidekante eine deutliche Politur, die auf den Siliziumgehalt der Getreidehalme zurückzuführen ist, der an den Schneiden haften bleibt, wenn sie lange im Gebrauch sind.

Früher unbekannt waren auch zahlreiche andere Geräte aus Holz. Es sind dies Aststücke, an denen noch ein flaches Oberflächenstück des Stammes sich befindet. Zu was wurden diese wohl einst verwendet?

Kleine, flache Eichenbrettchen waren vielleicht als Teller im Gebrauch. Zum Tafelgeschirr dürfen wir wohl auch die flach-ovalen Holzschalen, eine Trinkschale mit einer flachen Knubbe, ein Henkeltäßchen, kleine

Becher aus Holz und zwei Holzbecher mit seitlichen Durchbohrungen zählen. Die letztern sind den Hirschhornbechern täuschend ähnlich.

Noch ein paar Worte zur Keramik, die sich durch besondere Tonqualität auszeichnet. Der Ton ist grauschwarz und fein mit Quarzsand gemagert. Die Töpfe sind handgeformt, dünnwandig und aus schmalen Tonestreifen aufgebaut. Es lassen sich zur Hauptsache zwei Topfformen unterscheiden, der Kochtopf und die Flasche. Alle Gefäße haben Rundböden. Die Kochtöpfe (Tafel 8) erscheinen in allen Größen, vom Becher bis zum großen Kübel. Zwei seitliche Henkelösen dienten wohl zum Aufhängen beim Kochen und auch in der Zwischenzeit. Einfache Stichreihen und Grübchen, runde Knubben, einzeln oder in Paaren zwischen den Henkeln und breite Knubben und langgezogene Wülste, die teilweise gelocht, teilweise gekerbt sind, bilden die spärlichen Verzierungen.

Die Flaschen (Tafel 9) sind ei- oder birnförmig, mit kurzem Hals. Auf halber Höhe sind Aufhängeösen, je nachdem 3 oder 4. Verzierungen sehen wir hier keine. Auch diese Flaschen haben Rundböden. In beiden Grabungen kam nur ein einziges Gefäß zum Vorschein, das einen Standboden hatte.

Kleinere Tongefäße und Schalen fehlen, es ist also nichts da, das als Schöpflöffel oder Eßgeschirr gedient haben könnte.

Konnte man bei anderen Grabungen oft dutzendweise Kisten mit Knochen füllen, hier in Egolzwil 3 kamen seltsamerweise ganz wenige zutage. Prof. Dr. E. Kuhn, der Konservator am Zoologischen Museum der Universität Zürich untersuchte sie. Hirschknochen und Hirschgeweihstücke waren äußerst selten. Vorhanden waren Knochen von Reh, Biber, Fischotter und von Vögeln. Als Haustiere sind zu erwähnen das Schwein, die Ziege und das Schaf.

So, das wäre kurz geschildert der Befund in Egolzwil 3, der sich 1950 und 1952 zeigte. Und nun versuchen wir uns anhand dieser Tatsachen ein Bild des Dörfchens zu machen, wie es einst am Strande des Wauwilensees stand. Da müssen wir beträchtlich rückwärts gehen. Man setzt heute die Besiedlung in den Beginn des 3. vorchristlichen Jahrtausends, sagen wir etwa um 2900 v. Chr. an.

Bisher hatte sich der Mensch aus dem ernährt, was ihm die Natur bot, er war Sammler und Jäger. Er hatte keinen festen Wohnsitz. Nun wurde allmählich aus dem «Wildbeuter» ein Ackerbauer und Viehzüchter, also der sesshafte Mensch. Was gab den Anstoß zu dieser Umwandlung in unsern Gegenden? Hat sich die mesolithische Urbevölkerung soweit entwickelt, oder wanderten ackerbau- und viehzuchttreibende Volksstämme in unser Land ein? Diese Frage kann wohl heute noch niemand entscheiden. Man neigt eher zur Annahme, das Auftauchen der Egolzwiler Kultur mit einer Einwanderung aus Südwesten in Verbindung zu bringen. Somit wäre diese Bauernkultur der nördlichste Ausläufer, der in Südeuropa beheimateten Kulturen, die von Asien her den Mittelmeerraum durchzogen hatten. Von

der Donau her drangen dazumal andere Kulturen nach Deutschland vor und wirkten mehr oder weniger auch auf die bei uns auftauchenden Westkulturen ein.

So erschienen also auch Siedlergruppen in der Gegend des ehemaligen Wauwilersees. Der Wasserstand des Sees mußte stark zurückgegangen sein. Am Ufer dehnten sich wasserfreie Strandplatten aus. Auf der wohl noch feuchten Seekreide war ein dünner Pflanzenteppich von Sumpfpflanzen oder Feuchtbodenpflanzen, wie Scheingräser, Dotterblumen usw. gewachsen.

Auf einer dieser Strandplatten errichteten sie das Dörfchen, das wir heute Egolzwil 3 nennen. Wie mag es dazumal geheißen haben? In den weichen Boden trieben sie die Stangen, die die Wände und die Firsthölzer der wohl rechteckigen Häuser tragen mußten. Diese Häuser waren nicht allzu groß. Die Firste waren seewärts gerichtet. Die Wände werden aus Flechtwerk bestanden haben. Den hauptsächlich bei Regenwetter feuchten und glitschigen Grund zwischen den Häusern und auf dem freien Platz des Dorfes belegte man mit Rindenbahnen. Auch im Innern der Häuser belegte man den Boden mit isolierenden Rindenschichten. In jedem Haus war wohl mindestens ein Herd. Wenn die Last des Lehms diesen Herd immer mehr in den Untergrund preßte, dann legte man neuen Lehm auf. Das Gleiche machte man mit den Rindenböden, unansehnlich gewordene erneuerte man von Zeit zu Zeit. Das Siedlungsareal umzäunte man mit einem einfachen Hag.

Vorerst ernährte man sich noch zur Hauptsache mit dem, was die Natur schenkte. Daß man dem See die Fische entnahm, darauf deuten Fangnetze, Netzschwimmer, Angeln und Harpunen hin. Eine sicher zu einem Vogelpfeil gehörende Pfeilspitze zeigt, daß auch das Flugwild zur Strecke gebracht wurde. Auch die Jagd nach dem in Feld und Wald hausenden Wild brachte willkommenes Fleisch. Der Kampf gegen Wildschwein und Hirsch mag wohl auch zum großen Teil dem Schutz der Pflanzungen gegolten haben.

Im Walde sammelte man Beeren und Haselnüsse, was eine Menge Funde beweist.

Der Neolithiker machte sich aber nach und nach von der Natur unabhängig. Er griff ein in ihr freies Walten. Er züchtete Haustiere. In Egolzwil 3 waren es vor allem Ziegen, Schafe und Schweine. Im Frühling, Sommer und Herbst waren diese auf den Matten rings um den See. J. Troels-Smith vermutet zwar, daß das Vieh nur kurze Zeit während des Jahres auf der Wiese war, da Pollen der typischen Weidegräser, wie Spitzwegelich und Wildgräser nur in geringer Zahl vorkommen. Im Winter wurde das Vieh im Stalle gefüttert, was wohl auch die großen Ziegenmisthaufen, die man freilegte, beweisen. Zur Winterfütterung diente vielfach gedörrtes Laub. Das beste Laubfutter lieferten Ulme, Esche und Linde. Das Buchenlaub war wahrscheinlich als Viehfutter unbeliebt. Darum brachte man wohl die Buchen zum Absterben, indem man die Rinde abschnitt. Nun konnten

die andern Laubbäume sich besser entwickeln und der Mensch konnte mehr Futterlaub ernten.

Verschiedene Anzeichen deuten daraufhin, daß die Bewohner von Egolzwil 3 noch sogenannte Wanderbauern waren, die ihren Wohnsitz von Zeit zu Zeit wechselten. Sie waren anfänglich Kleinviehzüchter mit Schwein, Ziege, Schaf und Hund. Das Rindvieh scheint im Anfang noch unbekannt gewesen zu sein. Daß sehr wenig ganze oder zerschlagene und verarbeitete Hirschknochen und Geweihstücke gefunden wurden, beweist wohl auch, daß die Hirschjagd noch keine große Bedeutung hatte.

Diese kurze Schilderung der Ergebnisse der Grabungen in Egolzwil 3 zeigt, welche Bedeutung diese, von der Heimatvereinigung des Wiggertales angeregten und 1950 und 1952 durchgeführten Forschungen gewonnen haben. Der Name der Heimatvereinigung des Wiggertales wird unlösbar mit dem Erfolg dieser Arbeiten verbunden bleiben.

2. Im Uferdorf Egolzwil 4

Noch staunte man über die Ergebnisse der ersten Grabung in Egolzwil 3, da durchschnitten Arbeiter der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Egolzwil am 4. März 1952 mit einem Drainagegraben in der Nähe von Egolzwil 3 eine bisher unbekannte Siedlung. Der Aufmerksamkeit von Gemeindeschreiber Alfred Felber in Egolzwil verdanken wir es, daß diese Entdeckung nicht wieder spurlos verschwand. Ein erster Augenschein des Berichterstatters zeigte folgendes: Die neuentdeckte Siedlung Egolzwil 4 lag zum Teil auf Seekreide, zum Teil auf Torf. Im Unterschied zu Egolzwil 3 waren hier Hüttenböden aus Holz vorhanden. Eine Sondierung im Herbst 1952 zeigte, daß die Ueberreste von Egolzwil 4 rasch zerfallen werden, da sie nun allzu sehr der Austrocknung preisgegeben wurden. Darum beschloß man, das Gemeinschaftswerk zwischen dem Landesmuseum und dem Kanton Luzern und der Heimatvereinigung weiterzuführen.

Am 30. August 1954 begann die Ausgrabung in dieser neuen Siedlung, die bis zum 16. Oktober dauerte. 1956 wurde sie fortgesetzt und weitere Grabungen werden folgen. Wir haben auch hier wieder den Baugeschäften Macchi, Schötz, Wüest, Nebikon, und Willi, Ettiswil, herzlich zu danken für die großzügige Unterstützung durch die Ueberlassung von Grabungsmaschinen, Baracken, Gerüstladen usw. Sie haben uns damit die Arbeit erleichtert und unsere Finanzen geschont. Auch der Glashütte Wauwil sei herzlich gedankt für die kostenlose Ueberlassung von verschiedenen Sachen.

Die Kosten der Grabungen wurden gedeckt durch Beiträge des Landesmuseums, des Kantons Luzern, der Schweizerischen Gesellschaft für Urge-

schichte, der Gletschergartenstiftung Luzern, der Prähistorischen Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern usw. Auch ihnen allen sei herzlichster Dank gespendet.

Prof. Dr. Vogt übernahm auch hier die Leitung der Forschung. Er wurde unterstützt durch seinen Assistenten Dr. René Wyß und durch Jörg Elmer. Als Zeichner amtierte Claudius Geiser, ebenfalls ein Angestellter des Landesmuseums. Prof. Dr. Vogt brachte auch wieder Studentinnen und Studenten mit, die gemeinsam mit Studenten und Arbeitern aus der Gegend die Arbeiten ausführten.

1954 wurde das Grabungsgelände, das 30 m lang und 10 m breit war, mit einem Trax abgedeckt. Das ging sehr gut. Trotzdem hier die Kulturschicht nicht von sehr viel Humus überdeckt war, wurde durch den Trax eigentlich nichts beschädigt. 1956 wurde wieder mit einem Bagger der Humus weggeschafft. Da man 1954 nicht die ganze Breite der Siedlung erfaßt hatte, versuchte man das 1956 zu erreichen, indem man einen 70 m langen und 3,5 m breiten Schnitt quer durch die ganze Anlage aushob. Leider zeigte es sich dabei, daß diese Siedlung nicht so ungestört im Boden geruht hatte wie Egozwil 3. Wahrscheinlich wurde sie beim Torfstechen im ersten Weltkrieg angestochen, ohne daß das weiter beachtet wurde. Man zog auch mehrmals Entwässerungsgräben durch sie, ohne etwas zu merken oder zu melden. So traf man bei den Grabungen auf viele Störungen, die leider das erhaltene Bild wesentlich beeinträchtigten. Trotzdem darf man mit den bisherigen Ergebnissen sehr zufrieden sein, da sie die kühnsten Erwartungen übertroffen haben. 1956 wurde vom 26. August bis zum 5. Oktober gearbeitet.

Die Siedlung Egozwil 4 ist jünger als Egozwil 3 und gehört der jüngeren Cortaillodkultur an. Viele Befunde in Egozwil 4 aber ergänzten die Ergebnisse der Grabungen in Egozwil 3, ja Egozwil 4 brachte viele klare Beweise für Schlüsse, die in Egozwil 3 noch da und dort angezweifelt wurden.

In der Grabungsfläche von 1954 lag im landseitigen Teil auf einer dünnen Torfschicht der Prügelboden eines Hauses von 8 m Länge und 4 m Breite. Das Glück war uns hold, da wir das ganze Haus in der vorgesehenen Grabungsfläche erfassen konnten.

Auf einzelnen parallel liegenden Schwellen lag der Wohnboden aus dünnen Stämmchen — meistens waren es Erlenstämmchen — die eng nebeneinander gereiht waren. Die Schwellen lagen zum Teil auf Torf, zum Teil auf Ueberresten einer älteren Siedlung. Da sich wohl das Gelände, auf dem das Haus ruhte, ungleich senkte, entstanden im Wohnboden Vertiefungen. Daher war man mehrmals gezwungen, neue Hölzer aufzulegen und so die Wohnfläche wieder auszubeben. Die alten Bodenhölzer blieben jeweils liegen. So konnte, dank der sorgfältigen Forscherarbeit die Baugeschichte des ganzen Hauses erkannt werden. Es war wahrscheinlich zweiräumig.

Das Haus hatte zwei Feuerstellen, von denen aber nur die eine schon von Anfang an geplant und ausgeführt worden ist. Wir haben oben geschrieben, daß der Boden aus eng nebeneinander gelegten Erlenstämmchen bestand. Nun zeigte sich aber bald, daß in der ganzen Länge des ursprünglich geplanten Herdes diese Stämmchen fehlten (Tafel 10). Dort, wo der Herd zu liegen kam, wurde vorerst ein Lehmfundament auf den Torf gelegt. Auf dieses Lehmfundament legte man einen Rost von parallel liegenden Haselstecken, die ihrerseits mit den Enden auf zwei Schwellen des Hausbodens auflagen. Auf die Ruten legte man Rindenstücke und darauf wieder Lehm. Dieser Lehm diente als erste Herdstelle. Die beiden freien Plätze rechts und links neben dem Herd belegte man mit Brettern, die man von einer großen hohlen Esche gewonnen hatte.

Das war wohl nicht die erste Herdstelle, die diese Leute bauten. Sie wußten, daß die Last der immer dicker werdenden Herdstelle mächtig auf den Untergrund drückte und diesen allmählich zum Einsinken bringen mußte. Darum riskierte man nicht, daß dieses Gewicht den ganzen Hausboden ins Wanken bringe und legte den Herd auf eine vom übrigen Hausboden getrennte Holzlage. Da der Herd, wie erwartet, sich immer wieder senkte, legte man immer wieder Lehm auf. Den alten Schmutz entfernte man nicht, sondern legte auf ihn wieder den neuen Lehm. So erreichte die Herdstelle nach und nach eine Dicke von ungefähr einem Meter. Welch kolossales Gewicht das gab, das kann jeder selber berechnen.

Der zweite Herd wurde erst später auf den Erlenstämmchenboden aufgesetzt.

Der beschriebene Boden war der einzige Holzboden der Grabungsfläche von 1954. Herdstellen dagegen kamen noch mehr zum Vorschein. Neben dem Haus mit dem geschilderten Holzboden war auch ein mehrmals ergänzter Herd, von einem dazu gehörenden durchgehenden Holzboden eines Hauses war aber nichts zu finden. Einzig zwischen einzelnen Lehmschichten fand man nebeneinander liegende Stämmchen. Wäre ehemals ein Holzboden da gewesen, hätte man den sicher bei Ausbesserungen liegen lassen und neue Schichten einfach auf ihn aufgebaut, ihn also nicht weggeräumt.

Im Uebrigen deckte man noch andere Herdstellen ab. Es gab solche, die auf Torf lagen und solche, die durch eine Rindenschicht von der darunter liegenden Seekreide getrennt waren. Es gab sogar solche, die auf einem Balkenboden oder Ruten errichtet worden waren (Tafel 11). Diese Balkenböden aber waren immer nur so groß wie die Herdstellen, reichten also nirgends darüber hinaus. Es zeigte sich da eine Analogie zum Haus mit dem Holzboden. Dort erstellte man den Herd auf einen vom andern Holzboden getrennten Rost. Hier erstellte man den Boden auf einen Balkenboden, während als Wohnboden einfach der Naturboden diente, der eventuell noch mit Rinden belegt wurde. Zu all diesen Herdstellen werden wohl auch Häuser gehört haben. Und viele dieser Wohnhäuser waren wie in Egolzwil 3 sicher auf dem leicht überwachsenen Seekreideboden erstellt worden. So

zeigten sich also in diesen beiden Siedlungen sehr nette Sachen, die genau übereinstimmten. Vor allem war nun klar bewiesen, daß die Lehmhügelchen Herdstellen waren, und daß es zur Zeit der Besiedlung dem Menschen möglich war, auf dem Seekreideboden zu leben. Daß in Egozwil 4 die Wohnstätten ebenerdig waren, wurde nie angezweifelt.

Hatte die Grabung von 1954 höchst interessante Einblicke in das urgeschichtliche Bauwesen gewährt, so kargte auch die Grabung 1956 nicht mit Ueberraschungen. Es konnte wieder ein Holzboden untersucht werden, der ebenfalls mehrmals erneuert worden war. Auch seine Herdstellen zeigten Spuren von verschiedenen Reparaturen und Erneuerungen. Dieses Haus stand in der gleichen Richtung wie das 1954 untersuchte. Neben ihm befanden sich wiederum Herdstellen in verschiedener Bauart, wie wir sie aus der Grabung 1954 kennen.

Allmählich zeigte es sich nun ganz deutlich, daß die verschiedenen Siedlungsreste mit ihren Herdstellen auch verschiedenen Siedlungsperioden angehörten.

Im südlichen Teil des Schnittes, von den andern Siedlungsspuren durch eine fundlose Zone getrennt, fand man eine Herdstelle mit wohl zu einem Hause gehörenden Pfählen, aber ohne Holzboden. Dies war wohl die älteste Siedlung, die in ihrem Befund stark an Egozwil 3 mahnte. Sie war aber wohl nur klein und lag parallel zum Ufer.

Ueber der fundlosen Zwischenschicht folgte die zweite Siedlung. Zu ihr gehörten die Herdstellen, die direkt auf der Seekreide oder auf einer dünnen Torfschicht errichtet worden sind, wie sie bereits in der Grabung 1954 mehrfach festgestellt wurden. Bodenkonstruktionen, die zu diesen Wohnstätten gehört hätten, wurden keine festgestellt, dagegen viele Pfähle, die wohl zum Oberbau der Häuser gehörten. Auch diese Siedlung entsprach in ihrem Aufbau weitgehend jener in Egozwil 3.

Etwas landeinwärts, bereits auf einer mehr oder weniger dicken Torfschicht, zeigten sich die Ueberreste einer dritten Siedlungsphase. Es waren kleine rechteckige Häuser mit richtigen Böden aus Stangen und Balken und Herdstellen. Besonders an der Stelle des Herdes waren die Bodenkonstruktionen sehr sorgfältig angelegt.

Und über dieser Siedlung mit den kleinen Häusern folgten die großen Rechteckhäuser einer vierten Bauperiode. Den Boden eines solchen Hauses von 8 m Länge und 4 m Breite haben wir oben beschrieben. Eventuell war darüber noch eine fünfte Bauperiode gewesen. Spärliche Reste, die nicht dem Torfabbau zum Opfer gefallen waren, ließen dies vermuten.

So erlaubte uns auch die Grabung von 1956 einen tiefen Einblick in die Geheimnisse urgeschichtlicher Siedlungsweise. Doch noch weitere Ueberraschungen folgten. Auf der Landseite gerieten wir in den Bereich des

Dorfzaunes. Und da meinte es das gütige Geschick wieder gut mit den Forschern, indem es ihnen gleich den Eingang durch diesen Zaun präsentierte. Es zeigte sich bald, daß der Zaun mehrfach erneuert worden war. In der Konstruktion waren aber wahrscheinlich alle Phasen gleich. Zwischen eng nebeneinander stehende Pfähle wurden Ruten geflochten oder gespannt. Der Eingang bestand aus einer etwa ein Meter langen Schwelle, die beidseits von einem Pfahlgewirr flankiert war (Tafel 12). Von der Landseite her führte zum Eingang ein Prügelweg, der seinerseits vermutlich wieder beidseits durch einen Zaun gesichert war. Es fanden sich wenigstens zu beiden Seiten des Prügelweges Pfahlreihen. Leider konnte dieser Prügelweg gegen die Landseite hin nicht weiter verfolgt werden, da hier die Schichten beim Torfstechen total zerstört worden sind. Ein etwa 2 m breiter Prügelweg führte auch der Innenseite des Zaunes entlang. Dieser Dorfzaun wird mit seinen verschiedenen Bauperioden, die alle den gemeinsamen Eingang benützten, seitlich aber auseinanderweichen, den Forschern noch viele Rätsel zum Entwirren aufgeben.

So gewährten uns also schon die zwei ersten Grabungen in Egolzwil 4 tiefe Einblicke in diese steinzeitliche Siedlung. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Siedlungsgeschichte dieses Platzes.

Das erste Dörfchen stand am äußern Rand des Grabungsfeldes. Seine Häuser waren auf der Seekreide errichtet worden. Dieses Dörfchen mußte, vielleicht weil der See anstieg, geräumt werden. Etwas mehr landeinwärts, aber immer noch auf Seekreide und nur zum Teil auf Torf, baute man ein zweites Dörfchen. Und wieder vergingen Jahre, da entstand auf dem Torf das dritte Dorf mit kleinen, rechteckigen Hausböden und zuletzt folgte das vierte Dorf mit den großen Rechteckhäusern.

Es sind das alles Feststellungen, die höchst interessant, ja einzigartig sind. Man staune darum nicht, wenn alles auf die Fortsetzung der Grabungen in Egolzwil 4 hindrängt. Man erwartet noch mehr Neuigkeiten.

Was für Geheimnisse birgt das Moos im Uebrigen noch? Welche Siedlungen sind noch in seinem Schoß verborgen? Es ist schon so, wie Prof. Dr. P. Emanuel Scherer einst sagte: «Das Wauwilermoos ist das Paradies der Urgeschichtsforscher.»

Erfreulich ist auch die Zahl der Funde, die die Grabungen in Egolzwil 4 zutage förderten. Wir wollen hier noch nicht näher auf diese eintreten, da die Forschungen ja in dieser Siedlung noch nicht abgeschlossen sind und das Fundmaterial noch stark ergänzt werden kann. So werden wir später uns einmal damit befassen. Festhalten wollen wir aber schon jetzt, daß die Funde aus allen vier Besiedlungsphasen der gleichen Kulturstufe angehören, nämlich der jüngeren Cortaillodkultur. Die Keramik ist ganz schlecht erhalten, ist aber interessant und wichtig.

Wenn wir abschließend nochmals die Ergebnisse der Grabungen in Egolzwil 3 und 4 überblicken, dann müssen wir Dr. René Wyß recht geben, der in seinem Werklein «Die Anfänge des Bauerntums in der Schweiz» schreibt: *«Die hier gewonnenen Erkenntnisse haben die Pfahlbauforschung entscheidend beeinflusst und darüber hinaus das Wissen um die Verhältnisse der frühen Jungsteinzeit erheblich erweitert.»*

Und Prof. Dr. Vogt schreibt im Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums pro 1958: *«Es zeichnen sich also Erkenntnisse von größter Tragweite für unser Verständnis steinzeitlicher Wirtschaft ab, wie wir sie in der Schweiz bis jetzt noch nirgends in so reicher Ausprägung erhielten.»*

Ja, die bisherigen Grabungen in Egolzwil 3 und 4 haben die Urgeschichtsforschung wirklich entscheidend beeinflusst. Freuen wir uns, daß der Name der Heimatvereinigung auf immer eng mit diesen Forschungen verbunden bleibt. Sie war die Initiantin, und sie organisierte die Forschungen. Freuen wir uns mit ihr, daß sie mit ihren geringen Kräften doch so wertvolle Arbeiten organisieren und durchführen helfen konnte.

Wenn wir nun die prachtvollen Erfolge der bisherigen Grabungen im Wauwilermoos bestaunt haben, wollen wir uns doch nochmals dankbar jener erinnern, die das Zustandekommen dieser Grabungen überhaupt ermöglichten. Da gebührt wohl der erste Dank Prof. Dr. Emil Vogt, dem Vizedirektor des Landesmuseums. Hätte er sich nicht all die Jahre hindurch zur Verfügung gestellt, dann hätten wir auch nichts tun können. Und gerade er hat mit seinem großen Wissen und seiner Erfahrung die Forschungen zu dem gemacht, was sie wurden, zu einem unversieghichen Quell, der uns viel kundtat und noch kundtun wird über das Leben längst erloschener Völker.

Dank, ja einen ganz besonders herzlichen Dank, müssen wir auch der Leitung des Landesmuseums aussprechen. Hätte sie nicht ganz bedeutende finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt, dann wären die Grabungen überhaupt nicht zustande gekommen. In den Laboratorien des Landesmuseums wurden zudem sämtliche Funde gratis konserviert und die Keramik zusammengesetzt und ergänzt. Auch alles Plan- und Photomaterial wurde vom Landesmuseum geliefert. Wesentlich zum Erfolg trug jeweils auch bei, daß das Landesmuseum eine ganze Grabungsequipe für die Grabungen beurlaubte.

Besonders danken möchten wir auch der Regierung des Standes Luzern, die unsere Anliegen stets mit großem Wohlwollen prüfte und uns jeweils im Rahmen des Möglichen finanzielle Unterstützung gewährte. Zudem stellte das Kantonale Baudepartement uns das benötigte Grabungsgeschirr zur Verfügung und auf Anordnung des Kantonalen Justizdepartementes deckten 1950 einige Insassen der Strafanstalt Wauwilermoos mit einem Bagger den Grabungsplatz ab und besorgten nachher auch wieder die Zudeckung und Ausebnung des Platzes, beides natürlich kostenlos.

Mit großem Interesse verfolgten auch die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte, die Amrein-Troller-Stiftung vom Gletschergarten in Luzern, die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern die Forschungen und unterstützten sie mit ganz beträchtlichen finanziellen Mitteln. Ohne diese Zuwendungen wären unsere Geldsorgen unermesslich größer gewesen. Finanzielle Hilfe, für die wir herzlich danken, erhielten wir auch von der Bernhard-van-Leer-Stiftung in Luzern und von der Stiftung Dr. Joachim de Giacomi in Bern. Auch die schon mehrmals erwähnten Baugeschäfte Macchi in Schötz, Wüest in Nebikon, und Willi in Ettiswil, möchten wir nochmals dankend erwähnen, da sie uns zum Teil gratis, zum Teil zu sehr angenehmen Bedingungen Baumaschinen, Baracken und Gerüstladen zur Verfügung stellten. Ebenfalls dankbar gedacht sei der Leitung der Glasfabrik Wauwil, die uns das Förderband mehrmals in lobenswerter Weise gratis überließ und auch mit dem nötigen Glasgeschirr aushalf. Danken wir auch den Centralschweizerischen Kraftwerken in Luzern, die uns jeweils den Strom gratis lieferten.

Doch nun hätten wir bald die wichtigsten vergessen, die Landbesitzer. Ihnen gebührt ein ganz besonderer Dank, daß sie immer wieder bereit waren, uns das gewünschte Land zu sehr vorteilhaften Bedingungen für die Forschungen zu überlassen.

Danken wollen wir aber auch noch allen wissenschaftlichen Mitarbeitern, den freiwilligen Mitarbeitern, den Studentinnen und Studenten, den Arbeitern und Beratern und allen, die irgendwie mithalfen zum guten Gelingen des großen Werkes. Es war nicht immer leicht für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Sturm und Regen auszuhalten und in der glühenden Sonnenhitze zu arbeiten. Sie haben aber durchgehalten und verdienen dafür einen ganz besonderen Dank.

Der schönste Dank für alle aber wird der prächtige Erfolg der Forschungen sein. Sie alle haben an diesem Anteil. Ohne das friedliche Zusammenarbeiten aller, wäre das nicht zustande gekommen, was wir bisher erreicht haben.

In den herzlichen Dank möchten wir auch alle die stillen Helfer und Helferinnen einschließen, die wir nicht erwähnt haben. Einschließen möchten wir auch alle, die wir vielleicht vergessen haben. Sie mögen es uns verzeihen, wenn wir ihre Namen vergassen hierher zu setzen. Es geschah nicht aus bösem Willen. Also nehmet alle nochmals unseren herzlichsten Dank entgegen.

Hoffen wir, daß wir noch recht oft zusammen arbeiten können, bis der einst die Geschichte unseres lieben Wauwilermooses lückenlos erforscht sein wird.

3. Weitere neolithische Siedlungen in der Gemeinde Schötz

Wir sind überzeugt, daß im Wauwilermoos noch da und dort urgeschichtliche Siedlungen verborgen sind. Vielleicht bringt der Zufall einmal die eine oder andere ans Tageslicht. Eine große Aufgabe wäre es, einmal das ganze Moos systematisch zu sondieren. Bis aber das vorgenommen werden kann, müssen wir Neuentdeckungen dem Zufall überlassen. Das wissen unsere Heimatfreunde, die seit Jahren mit wachen Augen das Gelände des ehemaligen Wauwilersees beobachten. Dabei sind ihnen schon wertvolle Feststellungen gelungen. So verdanken wir Kaspar Meyer, Schötz, folgende sehr interessante Meldungen:

1942 wurde am ehemaligen Seerand, südlich der jungsteinzeitlichen Uferdörfer Schötz 1 und Schötz 2, in der Nähe der mesolithischen Siedlung 5, Torf ausgebeutet. Kaspar Meyer fand da auf einem Areal von etwa 50 auf 60 m allerlei neolithische Artefakte, so 4 Pfeilspitzen mit gerader Basis, 1 Steinbeil mit Sägeschnitten, 2 weitere Steinbeile, unretouchierte Silexklingen usw.

Eine Kulturschicht konnte bisher nicht festgestellt werden. Ist sie bei der Torfausbeutung mit dem Bagger fortgeräumt worden? Der Fundplatz, der den Namen Schötz 3 erhielt, liegt TA. 182, 108 mm v. r., 12 mm v. u.)

Wir registrieren die Stelle hier vorläufig als Fundplatz, vielleicht gelingt es doch noch einmal einwandfrei nachzuweisen, daß hier ein neolithischer Wohnplatz war.

Beim alten Rohausfluß aus dem ehemaligen Wauwilersee, etwa 100 m von der Jungsteinzeitsiedlung Schötz 2 entfernt (T. A. 182, 111 mm v. r., 39 mm v. u.) stieß man 1952 bei Meliorationsarbeiten auf eine in Seekreide eingeschlossene Kulturschicht. Kaspar Meyer veranlaßte eine kleine Sondierung. Die 5—10 cm dicke Kulturschicht war von 30 cm Seekreide und 25 cm Humus überlagert. Gefunden wurden 2 Steinbeile, ein Reibstein, Silexstücke und Topfscherben. Auch Teile von Prügeln waren vorhanden. Gehören diese vielleicht zu einem Hausboden? Soweit die wenigen Funde einen Schluß erlauben, gehört diese Siedlung zur Horgener Kultur, also ins Spätneolithikum.

Oestlich der Rohmühle in der Gemeinde Schötz (T. A., 182., 154 mm v. r., 59 mm v. u.) wurde 1952 ein Sumpf entwässert, der etwa 100 m lang und 20—30 m breit war. Dabei kamen zahlreiche neolithische Funde zutage, u. a. etwa 60 Silices, Topfscherben, Steinbeilklingen, ein Fragment eines Lochbeils, Pfeilspitzen, usw. Der Aufmerksamkeit von H. Hunkeler verdanken wir es, daß diese wertvollen Funde nicht wieder spurlos im Boden verschwanden. Der Fundplatz liegt nicht im Wauwilermoos, sondern in einer Einsattelung der Moräne, die sich von Egolzwil gegen Schötz und

Ettiswil hinzieht. Es wäre interessant, wenn sich hier eine jungsteinzeitliche Wohnstätte feststellen ließe.

4. Auf den Spuren der mesolithischen Siedler

Schon Johannes Meyer, dem nimmermüden Pfahlbauforscher, waren einige mesolithische Fundplätze auf den sanft ansteigenden Aeckern rings um den Wauwilersee bekannt. Sie befanden sich alle außerhalb der Verlandungszone, also außerhalb des eigentlichen Seebeckens. So wies Heierli bereits im 4. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte darauf hin, daß Johannes Meyer im Orbel «Werkstätten aus neolithischer Zeit» entdeckt habe. Meyer sah wohl, daß das hier gefundene Silexmaterial mit jenem in den Pfahlbauten nicht übereinstimmte, konnte es aber nicht datieren und nannte es daher Landneolithikum oder wie oben angeführt «Werkstätten aus neolithischer Zeit». Andere Forscher nannten diese Fundplätze Silexschlagstätten.

Anfangs der 1920er Jahre erwarb Dr. Fischer-Siegwart aus Zofingen Feuersteine, die aus den Glassandgruben von Seewagen bei Kottwil stammten. Dr. F. Leuthardt, dem diese vorgelegt wurden, vermutete, daß sie aus dem Azilien stammten, was aber von andern Wissenschaftern stark bezweifelt wurde.

Berner Forscher fanden dann im Moosbühl bei Moosseedorf ähnliches Feuersteinmaterial und stellten fest, daß dieses älter sei als die ältesten Pfahlbauten.

Pater Emanuel Scherer, der den Nachlaß von Johannes Meyer bearbeitet hatte, versuchte 1926 mit Hilfe von Anton Graf in Schötz die verschiedenen Fundplätze ums Wauwilermoos zu lokalisieren, nämlich Fischerhäusern, Hölzli und Orbel in der Gemeinde Schötz, Hochbühl oder Hauenbühl und Seewagen in der Gemeinde Kottwil⁸).

Indessen konnten die Forscher die Funde aus dem Wauwilermoos dem Mesolithikum oder der Mittelsteinzeit zuweisen.

Auf Anregung des Vorstandes der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte organisierte im Jahre 1929 die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft von Luzern in der mesolithischen Siedlung bei den Fischerhäusern in Schötz eine Grabung, die von Karl Keller-Tarnuzzer geleitet wurde. Unter ungefähr 20 cm Humus zeigte sich eine Sandschicht, die nach der Tiefe hin in Kies überging. Mesolithische Artefakte, wie Stichel, Messerchen mit abgestumpftem Rücken, Schaber, dreiseitige Klingen ohne Retouche usw. fanden sich bis in eine Tiefe von 120 cm, häuften sich aber besonders in etwa 60 bis 80 cm Tiefe.

Während der Ausgrabungen in Egolzwil 2 in den Jahren 1932—1934 wurden unter Leitung von Dr. Reinerth auch Sondierungen in mesolithischen Siedlungen vorgenommen. Auf dem Siedlungsplatz Fischerhäusern wurde eine Fläche von etwa 150 Quadratmetern abgedeckt. Es sollen dabei

anhand von Bodenverfärbungen etwa 35 Wohnbauten festgestellt worden sein. Systematisch wurde das Umgelände des ehemaligen Sees abgesucht und dabei 16 Siedlungsplätze und 12 Einzelfundplätze festgestellt. Da von der Grabungsleitung über die gewonnenen Ergebnisse jedoch keine Publikation erschien, veröffentlichte Frau Dr. Bodmer-Geßner, die bei der Inventarisierung der Luzerner Funde vorgefundenen Berichte und Pläne im 40. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte.

Seit der Gründung der Heimatvereinigung des Wiggertales und ganz besonders seit der Eröffnung des Heimatmuseums in Schötz arbeitete dessen Konservator Kaspar Meyer, Lehrer in Schötz, systematisch an der Erforschung des Wauwilermoos-Mesolithikums. Unzählige Male suchte er all die Aecker ab. Mit Umsicht und viel Sachkenntnis orientierte er jung und alt. So gelang es ihm, rings um den See eine treue und aufmerksame Sammlerequipe zu bilden, die mit Sperberaugen die Aecker absucht, und es häuften sich in den letzten Jahren im Museum in Schötz Artefakte und Splitter in gewaltigen Mengen. So kam es, daß das Heimatmuseum in Schötz heute wohl eine der reichsten und wichtigsten mesolithischen Sammlungen der Schweiz besitzt. Es befinden sich da nicht nur ordinäre Funde, sondern auch Prachtsexemplare, denken wir etwa an die einzigartige Harpune, über die Prof. Dr. Emil Vogt im 42. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte berichtete.

Schon 1942 wurde diese reichhaltige Sammlung von Prof. Dr. E. Vogt, Konservator am Landesmuseum, überprüft und sondiert. In den letzten Jahren überarbeitete Dr. René Wyß, Assistent am Landesmuseum, das mesolithische Fundmaterial abermals und sondierte es nach Typen. Eine Geduldsarbeit, wenn man bedenkt, daß viele tausend Funde da sind! Demnächst wird er in einer Publikation der Öffentlichkeit die Ergebnisse seiner Untersuchungen zugänglich machen. Wie andere Forscher, so stellt auch er fest, daß die mesolithischen Funde aus dem Wauwilermoos der ältesten Epoche des Mesolithikums angehören.

Wieviele Leute wohnten wohl in dieser fernen Zeit um den Wauwilersee? Vieviele Dörfchen schmückten die sanften Ufer? Das läßt sich heute schwer sagen. Man kennt heute 30 Siedlungsplätze, das heißt Plätze, wo sich die Funde besonders häufen. Einzig auf der nördlichen Bergseite, gegen Egolzwil hin, hat man bisher noch keine Wohnplätze festgestellt. Sonst treffen wir mesolithische Funde ringsum und zwar überall auf den sanft ansteigenden Uferstellen außerhalb des Seebeckens. Die zahllosen Splitter zeigen, daß die Mesolithiker hier die Feuersteine zu Werkzeugen verarbeiteten. Die Feuersteine kamen wahrscheinlich durch Handel in die Gegend. Wie sahen diese Leute aus? Waren sie wohl identisch mit der kleinen Frau von Egolzwil, deren Skelett Johannes Meyer im Moos hob? Das sind alles Fragen, die noch der Lösung harren.

Gegenwärtig erstellt der Geometer des Schweizerischen Instituts für Ur- und Frühgeschichte, A. Wildberger, über das ganze Ufergebiet des Wau-

wilermooses einen genauen Kurvenplan und in diesen werden die einzelnen mesolithischen Siedlungsplätze eingezeichnet.

Zum Schluß geben wir noch dem Luzerner Kantonsarchäologen Dr. Josef Speck, Zug, das Wort:

«Noch vor wenigen Jahrzehnten sah sich die schweizerische Urgeschichtsforschung gezwungen, in der zeitlichen Abfolge der prähistorischen Kulturen auf die Rentierjäger der Späteiszeit die Bewohner der jungsteinzeitlichen Pfahlbauten folgen zu lassen. Man war sich jedoch klar, daß die Bauernbevölkerung der Jungsteinzeit unmöglich direkt aus den Wildbeuterkulturen der Gletscherzeit hervorgegangen sein konnte. Es mußte dazwischen eine beträchtliche zeitliche Lücke klaffen, die sich damals anhand von Funden noch gar nicht überbrücken ließ. Erst im Laufe der 20er Jahre wurden Fundgruppen bekannt, mit denen man diese Zeitlücke zwanglos schließen konnte. Als Mesolithikum oder Mittelsteinzeit stellte man die neue Kultur-epoche der Alt- und Jungsteinzeit gegenüber. Vertreten war sie fast ausschließlich durch kleine, unscheinbare Silexgeräte, die sich als Ackerlesefunde auf den Randhöhen unserer Seen zu Zehntausenden einstellten. Wie bereits erwähnt, sind gerade vom Wauwilermoos entscheidende Impulse für die Erkenntnis der schweizerischen Mittelsteinzeit ausgegangen. Es war Pater Dr. Emanuel Scherer, der treffliche Kenner luzernischer Urgeschichte, der mit feinem Spürsinn die Silexserien, welche ihm der verdiente Heimatforscher Anton Graf, Schötz, von den Fluren Orbel und Fischerhäusern vorlegte, in mesolithischen Zusammenhang brachte und sie der schweizerischen Fachwelt bekanntgab. Damit war das Eis gebrochen. Nun folgten sich die Entdeckungen analoger Siedlungsplätze an den Klein- und Großseen des Alpenvorlandes Schlag auf Schlag.

Seither sind 30 Jahre verflossen, das Mesolithikum aber, also die Zeitperiode zwischen rund 8000—3000 v. Chr., hat sich einer vertieften Erkenntnis gegenüber merkwürdig abweisend verhalten. Wohl wissen wir heute, daß der mesolithische Mensch Waldjäger und Fischer war, und daß er im Mittelland mit Vorliebe an stehenden und fließenden Gewässern siedelte. Sehr viel mehr läßt sich aus den einförmigen Kleingeräten aus Silex kaum ablesen. Es fehlen uns eben alle jene Gegenstände und Geräte aus Holz, Horn und Knochen, welche das kulturelle Bild anderer urgeschichtlicher Epochen so farbig gestalten. Alle organischen Stoffe, die im feuchten Uferschlamm unserer Seerandsiedlungen beispielsweise so hervorragend erhalten blieben, sind im sandigen, gut durchlüfteten Siedlungsgrund der mesolithischen Wohnplätze dem Zahn der Zeit restlos zum Opfer gefallen. Es ist so gut wie sicher, daß uns der Zufall oder systematisches Absuchen auch einmal einen Siedlungsplatz bescheren wird, wo uns Waffen und Geräte aus organischem Material infolge besonderer Gunst der Verhältnisse überliefert sind. Gerade im Wauwilermoos, das uns dank der wachen Aufmerksamkeit der dortigen Lokalforscher schon so manchen schönen Fund

hergegeben hat, könnte uns ein glücklicher Zufall eines Tages auf die Spur eines derartigen aufschlußreichen Siedlungsplatzes bringen.

Nicht weniger problematisch steht es auch heute noch um die zeitliche Gliederung der Silexgeräte, welche im Wauwilermoos und anderswo Jahr für Jahr herausgepflügt werden. Daß sie zeitlich nicht so einheitlich sind, wie es anfangs scheinen mochte, ist heute unbestritten. Sie aber rein typologisch, d. h. anhand bestimmter Formserien, in Zeitstufen aufzugliedern, will noch nicht einwandfrei gelingen. Es scheint so, als ob alle die von der Forschung heute unterschiedenen drei oder vier typologischen Stufen im Fundgut des Wauwilermooses vertreten sind. Auch hier könnte uns die Neuentdeckung eines Wohnplatzes mit gesicherter mesolithischer Schichtenfolge um einen gewichtigen Schritt vorwärts bringen. Grund genug, daß die Heimatforscher rings um den ehemaligen Wauwilersee in ihrem Forschungseifer nicht nachlassen und auch weiterhin den unscheinbaren Silexgeräten ihre liebevolle Aufmerksamkeit schenken.»

5. Grabhügel oder natürliche Erdhügel?

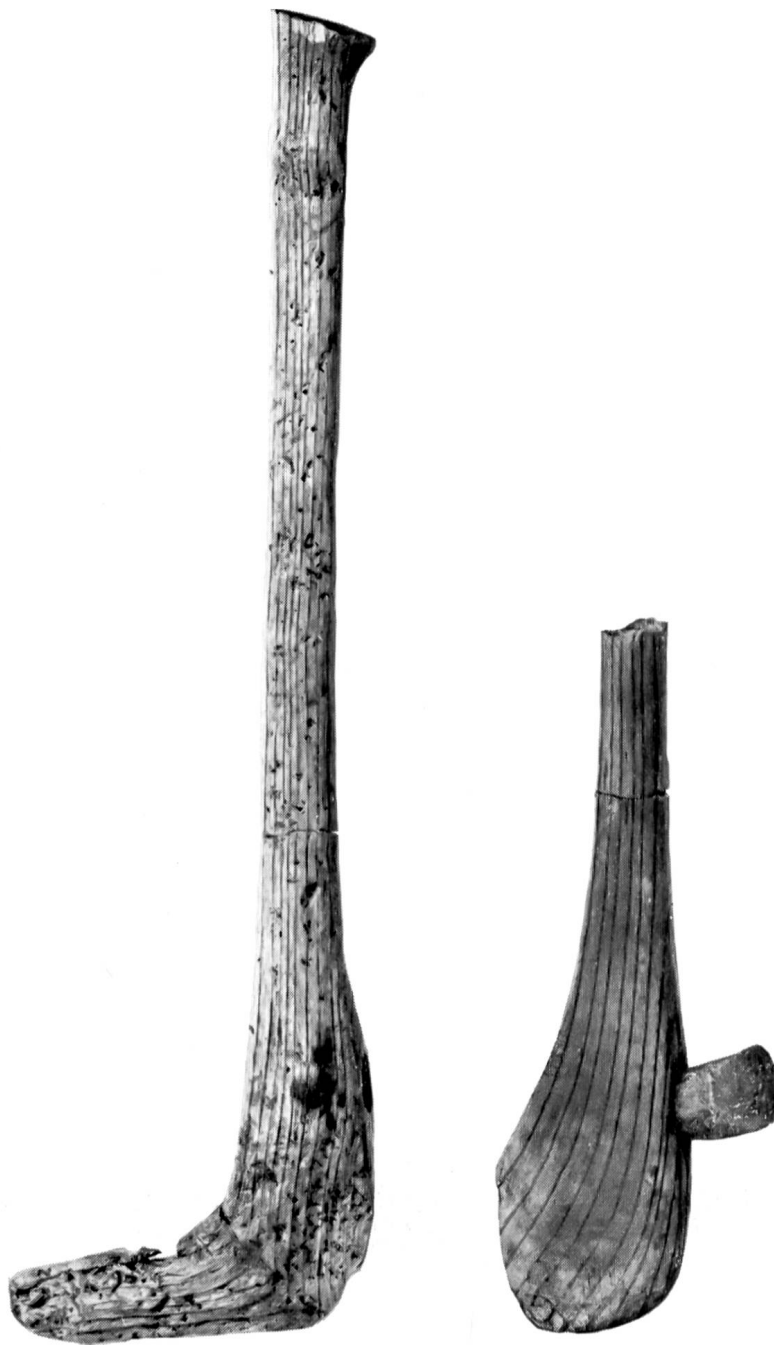
Es sind nun etwa 40 Jahre her, seit eifrige Heimatforscher auf die zahlreichen Erdhügel aufmerksam wurden, die sich auf den Höhen westlich von Willisau finden, so vor allem im Olisrüti- und im Freienamtlochwald. Sachverständige Urgeschichtsforscher sprachen die Vermutung aus, es könnte sich hier eventuell um Tumuli, also um vorgeschichtliche Grabhügel handeln. Andere erklärten die Entstehung dieser Hügelchen auf natürliche Weise. So ging der Streit hin und her. Im Jahre 1947 führten wir eine erste Sondierung durch im Freienamtlochwald, die aber ergebnislos verlief.

1951 veranlaßte unser Ehrenmitglied Dr. F. Sidler, Apotheker, Willisau, eine neue Sondierung, für die er selber einen ansehnlichen Betrag zur Verfügung stellte, auch die Behörden von Willisau-Stadt halfen finanziell mit. Die Leitung übernahm Karl Keller-Tarnuzzer, der Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte.

Mehrere Hügelchen wurden durchschnitten. Dabei zeigte es sich überall, daß auf dem gewachsenen Untergrund eine Erdaufschüttung war. Zum Teil unter dieser Erdaufschüttung, zum Teil darin eingeschlossen, waren Steine und vereinzelte Holzkohlenstückchen. Ein Zufall half dann mit, alles das auf natürliche Weise zu erklären. In der Nähe befand sich der Wurzelstock einer umgestürzten Tanne. Auch dieser wurde durchschnitten und zeigte das ganz gleiche Bild im Innern, wie die andern Hügelchen. So war nun die Erklärung für die Entstehung all dieser Erdhügelchen gefunden. Durch Sturm waren Waldbäume gefällt worden. Mit ihrem Wurzelwerk rissen sie große Erdmassen mit. Diese Erdhaufen fielen dann nach und nach in sich zusammen. Im Windschatten einzelner Erdhaufen machten wohl Waldarbeiter dann und wann Feuer, daher war auch Holzkohle zu finden. Der heutige



Tafel 5. Detail aus dem in Tafel 4 gezeigten Zaunstück: Traggabel mit eingelegtem Eichenbrett. Vergleiche Seite 33.



Tafel 6. Steinbeilschäfte aus Eschenholz. Der eine Schaft ist noch vollständig erhalten. Länge ca. 78 cm. Im Schaftloch des andern steckt noch die Originalbeilklinge. Vergleiche Seite 34.



Tafel 7. Getreidesicheln aus Holz mit schräg eingesetzten Messerklingen aus Feuerstein. Als Bindemittel diente Birkenteerpech. Länge der größeren Sichel ca. 33 cm und der kleineren ca. 23 cm. Vergleiche Seite 34.



Tafel 8. Kochtopf aus grauschwarzem Ton mit zwei breiten Bandösen. Zwischen diesen weist das feinwandige, zum Teil ergänzte Gefäß eine gekerbte Zierleiste auf. Der Topf faßt 3,7 Liter und ist 19,8 cm hoch. Der größte Durchmesser beträgt 20,1 cm. Vergleiche Seite 35.

Zustand der Hügelchen beweist, daß das alles schon sehr weit zurück liegt, darum kann sich niemand mehr an die Entstehung erinnern. Es war also nun erwiesen, daß nicht Menschenhand diese untersuchten Erdhügel geschaffen hat, sondern die Natur selber. Damit ist nun der Streit um diese Tumuli erledigt. Dieser Entscheid ist für die urzeitliche Siedlungsgeschichte des Luzerner Hinterlandes sehr wichtig. Das bedeutet aber nicht, daß das Hinterland in der Frühzeit nicht besiedelt war. Die reiche Besiedlung der Umgebung, besonders des Wauwilerseegebietes, legt nahe, daß auch das Hinterland schon sehr früh von Menschen aufgesucht wurde. Einzelfunde aus der Gegend von Willisau beweisen zum mindesten, daß diese Gegend auch von den prähistorischen Menschen begangen wurde und wir sind überzeugt, daß früher oder später auch in der Gegend von Willisau Siedlungsspuren des urgeschichtlichen Menschen gefunden werden.

6. Verdächtige Funde im Untermoos in Kottwil

Im Untermoos des Alfred Bösch in Kottwil wurden 1934 ein Knochenpfriemen und ein Knochenmeißel gefunden. Da im Acker viel Holzkohle und viele kleine, teilweise bearbeitete Hölzer zu sehen waren, vermutete Anton Graf, es könnte sich ein Pfahlbau in der Nähe befinden. 1924 waren in der nahe dabei liegenden Parzelle der Familie Hunkeler, Wauwil, zwei Einbäume gefunden worden. Einige der gefundenen Holzstücke wiesen auf eine Bearbeitung mit Bronzebeilen hin. Nachdem dann noch in einer bestimmten Tiefe im Torfe zerschlagene Kiesel angetroffen wurden, organisierte Anton Graf eine Sondierung. Es wurden etwa 50 Sondierlöcher gegraben. Man fand aber keine Siedlung. Auch hier zeigten sich wieder ähnliche Gegenstände, wie oben geschildert, die wohl auf eine nahe Siedlung hindeuteten. Im Spätsommer stieß man an der gleichen Stelle beim Torfstechen auf einen bearbeiteten Holzstamm von 7,20 m Länge. Die Längsseiten waren gut behauen. Am dünnern Ende war ein Loch und am dickeren waren zwei Löcher eingestemmt. Graf deutete das Holz als Schwimmbaum. Die Bearbeitungsspuren wiesen auch da auf Bronzebeile hin, ebenso wiesen die untersuchten Pollenproben auf die Bronzezeit hin.

Im Mooslande des Severin Bösch, Kottwil, untersuchte Anton Graf im Sommer 1933 eine merkwürdige Steinsetzung von ungefähr 3 m Breite. Er vermutete, es handle sich um eine früh- oder urgeschichtliche Straße.

7. Die Römervilla auf dem Kottwiler Gütsch

Im Jahre 1876 entdeckten Waldarbeiter auf dem Kottwiler Gütsch eine römische Villa. Anfänglich glaubte man hier nun die Ueberreste der sagenhaften Schnabelburg gefunden zu haben. Die Sage erzählt nämlich, daß von

dieser Schnabelburg hinüber zur Kasteln eine lederne Brücke geführt habe.

Noch im Jahre 1876 ließ der Historische Verein der V Orte an dieser Stelle Grabungen durchführen, über deren Ergebnisse Prof. Bernhard Amberg, Luzern, im Geschichtsfreund, Band 34, eingehend berichtete.

Erst 1913 wurde die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde wieder auf diese Stelle gelenkt. Der Besitzer riß nämlich damals einen Teil der römischen Mauern heraus, um mit den Steinen die Wege auszubessern. Dabei stieß er auf einen Silberschatz, bestehend aus einer Schnallenfibel und zwei schweren, massiven Armspangen, alles aus reinem Silber. An der gleichen Stelle kamen bald nachher noch andere Funde zu Tage, so ein aus Elfenbein geschnitztes Hündchen, ein Würfel aus Elfenbein usw. Da griff die Luzerner Regierung ein und gebot der wilden Graberei Einhalt. Sie beabsichtigte, die Villa durch Fachgelehrte ausgraben zu lassen. Der dann ausbrechende Weltkrieg verhinderte die geplante Grabung. Der Silberschatz kam in den Besitz des Landesmuseums. Die meisten andern Funde blieben vorläufig Eigentum des Waldbesitzers Christian Rindisbacher, der später nach Sempach übersiedelte. 1949 schenkte er das Hündchen und einige andere Funde dem Heimatmuseum in Schötz.

Am Ende des ersten Weltkrieges grub der Besitzer im Auftrage der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Luzern wieder in der Villa. Darüber können wir einiges lesen im 12. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. Dann blieb es wieder ruhig um diese Römersiedlung.

1949 teilte uns der gegenwärtige Besitzer des Hofes Neuchidli, Eduard Gut, mit, daß die Güterzusammenlegungsgenossenschaft plane, eine Waldstraße durch das Gebiet der römischen Villa anzulegen. Bei einer Begehung des Geländes, an der neben verschiedenen Heimatfreunden auch der frühere Besitzer Rindisbacher und der Präsident der Güterzusammenlegungsgenossenschaft, Franz Kaufmann, teilnahmen, konnte das Terrain der Villa nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Darum führten in der Folge Kaspar Meyer, Schötz, und der Berichterstatter mit Hilfe einiger Studenten im fraglichen Gebiet Sondierungen durch. Mit mehreren Sondiergräben wurde das Gelände durchzogen. Auf Mauern stießen wir dabei nicht, wohl aber auf leere Mauergruben. Die früheren Ausgräber hatten also ganze Arbeit geleistet und die Steine der Fundamentmauern bis auf den Grund herausgerissen. Immerhin waren die Mauergruben noch sehr gut sichtbar. Und so erfüllte die Sondierung ihren Zweck doch. Man konnte das Gebiet der Villa wieder genau festlegen. Und dabei zeigte es sich, daß die geplante Straße wirklich mitten durch diese römische Niederlassung erbaut werden sollte.

Der Bau der Straße unterblieb dann, wofür die Leitung der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Kottwil den aufrichtigsten Dank aller Heimatfreunde verdient. So bleiben die Ruinen dieser römischen Villa der Nachwelt als Ganzes erhalten und es ist zu hoffen, daß es einmal doch gelingen wird, diese zu erforschen.

8. Spuren der Römer in Oberroth, Großwangen

Im Jahre 1946 begannen einige übereifrige Heimatfreunde aus Willisau bei der Kapelle in Oberroth in Großwangen in den römischen Anlagen eine Sondierung. Rechtzeitig vernahmen wir von diesen Arbeiten und konnten uns einschalten und so doch noch etwas retten für die Wissenschaft.

Die römischen Gebäude in Oberroth sind schon lange Zeit bekannt. Genaueres über die Anlage aber weiß man nicht. Die einen meinen, es sei eine römische Militärstation gewesen, die andern vermuten an dieser Stelle einfach eine römische Hofsiedlung. Welches stimmt? Darüber kann wohl nur eine eingehende Untersuchung Klarheit verschaffen.

Früher hat man in Oberroth eine Münze des Kaisers Domitian gefunden, die in den Jahren 81/82 nach Christus geprägt wurde. Hier wurde ebenfalls eine Münze des Kaisers Marcus Aurelius aus der Zeit zwischen 160—167 nach Christus aufgehoben.

1946 wurde nun nordwestlich von der Kapelle am Abhang ein Sondierschnitt geöffnet. Es gelang dabei, die nördliche Ecke zweier Gebäudefundamente freizulegen, von denen das eine das andere umfaßte. Das heißt, es war also gelungen, die Fundamente eines Gebäudes aus zwei Bauperioden festzustellen. Das beweist wohl vorerst, daß Oberroth ziemlich lange von den Römern bewohnt war. Die Funde, vor allem Ziegelfragmente, kamen ins Heimatmuseum Schötz.

Im gleichen Sondierschnitt deckten wir ein Fundamentstück eines mittelalterlichen Gebäudes ab. Gehört dieses wohl zu dem sagenhaften Kloster, das im Mittelalter hier gestanden sein soll.

Geometer Wildberger vom Schweizerischen Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel zeichnete die genauen Pläne.

1954 stieß man in Oberroth bei der Erstellung einer Wasserleitung auf die alte Römerstraße. Fritz Steiner, Buttisholz, ließ diese photographieren und im Plane festhalten.

9. Ein Alemannengrab in Kottwil

Im Spätsommer 1932 war in den Luzerner Zeitungen folgende Notiz zu lesen:

«Alemannengrab bei Kottwil. (Mitg. vom Erziehungsdepartement.) Wie Herr Konservator Meyer-Schnyder, Luzern, berichtet, wurde Mittwoch, den 2. August, morgens, bei der Abdeckung einer Kiesgrube bei Kottwil, am Seewagen, ein Alemannengrab entdeckt, das schätzungsweise aus dem 4.—5. Jahrhundert n. Chr. stammt. Links neben dem Skelett enthielt das Grab ein Eisenschwert mit Parierstange und Knauf, Länge 92 cm, einen Eisensporn und ein Kurzmesser. Das Grab lag genau in West-Ost-

Richtung (geostet), 65 cm unterhalb der Oberfläche, in einer kleinen Mulde, besaß eine Länge von 2.20 m und eine Breite von 80 cm. Durch sofortige Bemühungen des Herrn Konservators konnte der wertvolle Fund gerettet werden.

Wie die Leute berichten, sollen daselbst vor einiger Zeit auch große Tierknochen gefunden worden sein, die nach der Beschreibung von einem Höhlenbären oder Mammut herkommen könnten. Diese Funde sind leider nicht beachtet worden und sind verloren gegangen. Da schon vor Jahren in Kottwil ein ganzes, historisches Gräberfeld entdeckt worden ist, darf angenommen werden, daß dort noch weitere Funde entdeckt werden.

Es sei bei diesem Anlasse daher noch besonders darauf hingewiesen, daß von allen derartigen Entdeckungen sofort das Erziehungsdepartement Luzern benachrichtigt werden sollte, das eine sachverständige Prüfung des Fundes in die Wege leitet. Vor allem aber hüte man sich, durch Unvorsichtigkeit den Fund irgendwie zu verändern oder zu zerstören.»

Es konnte also von diesem höchst interessanten Grab nichts anderes gerettet werden, als die Beigaben und die vorhandenen Skeletteile. Eine genaue und sachgemäße Ausgrabung hätte sicher wertvolle Ergebnisse gezeitigt. Wissen wir doch heute, daß Grabuntersuchungen zu den interessantesten Forschungen gehören, sie müssen aber peinlich genau durchgeführt werden. Die Funde gelangten in das historische Museum in Luzern.

Diese Begebenheit zeigte so recht deutlich, wie wichtig die Heimatvereinigung war, die das Volk aufklärte, damit bei Zutretten von Funden nicht blind darauf los gewütet wurde.

Daß sicher die Ergebnisse einer wissenschaftlich einwandfreien Grabung höchst interessant gewesen wären, zeigte sich im Spätherbst des gleichen Jahres. Bei weitem Arbeiten in der gleichen Kiesgrube stießen die Arbeiter wieder auf eine Anzahl größerer Steine. Leider merkten sie auch da reichlich spät, daß die Steine in einer gewissen Anordnung dalagen und entfernten daher viele von ihnen. Sobald ihnen aber bewußt wurde, daß die Lage der Steine nicht natürlich war, stellten sie die Weiterarbeit ein. Der Besitzer der Kiesgrube, Anton Bucher in Kottwil, benachrichtigte Anton Graf. Am 16. November gingen wir nach Kottwil. Bucher konnte noch genaue Angaben machen über die Lage der Steine, die bereits entfernt worden waren. Er half auch tatkräftig mit bei der weiteren Untersuchung. Skeletteile oder Grabbeigaben kamen keine mehr zum Vorschein. Dagegen zeigte es sich deutlich, daß die Lage der Steine nicht natürlich war. Nachdem das Ganze abgedeckt und sauber gereinigt war, wurde es im Plane festgehalten.

Die Steinsetzung lag westwärts, etwa 1,50 m von dem im August freigelegten Skelett entfernt. Es zeigten sich noch Teile einer mittleren großen Hauptkammer und anschließend daran zwei gut erhaltene Nebenkammern und eine teilweise erhaltene Nebenkammer. Da auch bei dem im August

abgedeckten Grabe eine künstliche Steinsetzung festgestellt worden war, dürfen wir annehmen, daß jene Steine zu der noch teilweise erhaltenen Mittelkammer gehört haben. Die Steine lagen etwa 100 cm unter der Grasnarbe, eingebettet in Kies und Sand.

Das hätte sicher eine prächtige Sache gegeben, wenn das ganze Areal planmäßig abgedeckt und untersucht worden wäre. Die genaue Lage der Stelle: T. A. Blatt 182, 9 mm von rechts und 15 mm von unten.

10. Das Alemannenhaus in Schötz

In Schötz sollte 1934 eine neue Käserei gebaut werden. Nach langen Verhandlungen einigte man sich, diese auf den Platz zu stellen, auf dem der alte «Güggelihof» stand. Dies war wohl das älteste Bauernhaus der Gemeinde und ging in seinen Grundzügen auf die alemannische Bauart zurück. Da es nun verschwinden mußte, wollten wir es wenigstens im Bilde festhalten. Wir erstellten drei genaue Pläne: Einen Grundriß, einen Längsschnitt und ein Bild der Hauptfassade. Zudem wurden noch zahlreiche Photos gemacht.

Das Mauerwerk des Fundaments bestund zum großen Teil aus Kieselbollen, welche durch Lehmörtel zusammen gehalten wurden. Auf drei Hochstöden ruhte der sogenannte Galgen, der Balken, der die ganze Dachkonstruktion trug. Die beiden äußern Hochstöde trugen die Klammern noch, das sind die in die Stöde in regelmäßigen Abständen eingelassenen Holzapfen, die das Hinaufsteigen erleichterten. Die Wände bestanden zum Teil aus Flechtwerkmauern, zum Teil aus Holz.

Das Haus umfaßte vier Wohnungen. Zwei Wohnungen lagen auf der Südseite, bestehend aus je einer Küche, einer Stube und einem Zimmer im Parterre. In der einen Wohnung führte eine Treppe aus dem Zimmer in den obern Stock, in die Kammern. In der andern Wohnung führte die Treppe von der Stube hinauf in die Kammern. Die beiden Küchen waren durch ein etwa 150 cm hohes Feuerwändchen getrennt. Ueber beide Küchen wölbte sich die gemeinsame Hort. Die Wohnungen drei und vier hatten eine gemeinsame Küche, in die ein Eingang von Osten her führte. Zwei Feuerherde waren da. Wohnung drei bestand also aus einer halben Küche, einer Stube und einem Zimmer im Parterre. Aus der Küche gelangte man auf einer Stiege in die Kammern hinauf und auf einer andern in den Keller hinab. Wohnung 4 bestand aus der halben Küche und einer Stube im Parterre. Aus der Stube führte eine Stiege in den Keller, ob auch eine solche in die Kammern hinaufgeführt hat, ließ sich nicht mehr feststellen.

Die Scheune zeigte zwei Stallungen. Sowohl die westliche, wie die östliche Stallung wiesen einen Stall und eine Futtertenne auf. Zu den beiden Stallungen gehörte eine gemeinsame Treschtenne.

Ein Teil einer Flechtwerkwand und einer Hort wurden heraus genommen

und vorläufig bei Anton Graf aufbewahrt, später kamen beide ins Heimatmuseum.

11. Der unterirdische Gang bei der Engelwart in Buttisholz

Anfangs Februar 1950 suchte der Besitzer des Hofes Engelwart in Buttisholz, Kirchenrat Josef Felber-Bisang, besseres Quellwasser. Man grub an einer von einem Rutengänger bezeichneten Stelle. Anstatt Wasser fand man einen bisher unbekannten, unterirdischen Gang.

Der Zufall wollte es, daß man bei der Grabung gerade auf einen ehemaligen Einstiegschacht des gefundenen Ganges stieß. Unter dem Humus gelangte man in einen glimmerhaltigen, weichen Sandstein, der der obern Süßwassermolasse angehört, und der bis zum oberen Teil des Stollens reichte. Dort ging der Sandstein allmählich in eine graue Mergelbank über. Die Sohle des Ganges befand sich etwa 5,30 m unter der Grasnarbe.

Vom Einstiegschacht aus verläuft ein Teil des Ganges südwärts oder talwärts in Richtung auf den Hof Engelwart. In dieser Richtung konnte man ihn auf etwa 22 m Länge verfolgen. Eine Einsturzstelle verhinderte das weitere Vordringen. Man stieß da also auf kein künstliches Ende des Ganges. Es zeigte sich schon von etwa 11 m an die allmählich in den Gang gerutschte Schuttmasse, die dann anstieg und bei etwa 22 m bis zur Decke reichte. Der Gang ist ungefähr 2 m hoch und 65 bis 85 cm breit. In diesem Teil ist das Ganggewölbe spitzbogig. Theodor Schweizer von Olten, der den Gang besichtigte, vermutete, daß dieser Teil älter sei als der nördliche. Es ließen sich hier in den Wänden keine Pickelhiebe mehr feststellen, wie sie beim Bau sicher entstanden sein müssen. Im Laufe der Zeit müssen sie verschwunden sein.

Vom Einstiegschacht an nordwärts führt ein weiterer Teil des Ganges. Er zieht sich etwa 35 m bergwärts. Hier verschwindet der Mergel allmählich und am Ende des Stollens zeigt sich nur noch Sandstein. Dieser Teil des Ganges ist noch bis ans Ende vollkommen intakt. Hier sind die Pickelhiebe noch nicht vom Zahn der Zeit zernagt, sondern sind noch gut erhalten. Also muß dieser Teil des Ganges jünger sein als der andere. Schweizer vermutete, daß der alte Sammelgraben ehemals nicht mehr genügend Wasser lieferte. Darum hob man am Ende dieses Stollens einen Schacht aus und verlängerte von da an den Gang bergwärts. Der Einstiegschacht, auf den man gestoßen war, wurde also bei der Erweiterung der Leitung ausgehoben, damit hier das Material besser an die Oberfläche gebracht werden konnte. Schweizer schätzte den Altersunterschied etwa auf 200 bis 300 Jahre und möchte die ältere Anlage ins 14. bis 15. Jahrhundert ansetzen und die Verlängerung ins Ende des 17. Jahrhunderts.

Der Gang selbst weist links und rechts in Brusthöhe im Abstände von etwa 50 cm sogenannte Lampennischen auf. In ihnen wurden offenbar zur Zeit der Erstellung Lichter aufgestellt. In diesen Nischen und an den Wän-

den und Decken hafteten häufig verkohlte Kirschensteine und Teile von solchen. Den Verlauf des Ganges konnte man talwärts auch an der Oberfläche verfolgen, indem Einsenkungen auf ihn hinwiesen. So scheint er in gerader Richtung zum Hofe Engelwart zu führen, was immerhin eine Gesamtlänge von etwa 150 m ergibt. Sicher war dieser Gang als Wasserleitung erbaut worden, und zwar als Leitung, die auch in Kriegszeiten gesichert war. Ein unterirdischer Fluchtgang war er nie. Wenn wir nun diese gewaltige Arbeit in Betracht ziehen, dann kommen wir zur Ueberzeugung, daß ein begüterter Auftraggeber, vielleicht auch mehrere, hinter dem ganzen Werke standen. Der Hof Engelwart war früher Sitz der Ministerialfamilie von Engelwaringen, die im 14. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielte. Ob diese Familie Auftraggeber war? Im Hause der Familie Felber zur Engelwart befindet sich heute noch ein gewölbter Keller, der vielleicht ein Ueberbleibsel des burgähnlichen Gebäudes, eines sogenannten «Festen Hauses» ist. Daß die Leitung gegen die Engelwart hin lief, beweist auch noch die Tatsache, daß man in den dortigen Kellern immer starken Wasserdruck feststellte, was erst aufhörte, als man das Wasser ringsum durch eine Kanalisation auffing.

In der Nähe befanden sich übrigens auch die festen Häuser zu Tannenfels, zu Gattwil, zu Luternau usw. War der Gang ein Gemeinschaftswerk aller dieser Familien? Das zu entscheiden, wird schwierig sein, solange man den Gang nicht weiter verfolgen kann. Der Stollen wurde durch Geometer Kunz in Ruswil vermessen und im Plane festgehalten. Er wurde auch nivelliert und dabei zeigte es sich, daß er tatsächlich ein Gefälle gegen die Engelwart aufweist, was ausschließt, daß im Einstiegschacht das Wasser zusammenfloß und dann von hier an die Oberfläche geschöpft wurde.

Wir zogen als Experten den aargauischen Kantonsarchäologen Dr. R. Bosch, den Luzerner Geologen Dr. J. Kopp und Theodor Schweizer aus Olten, den weitbekannten Forscher zu. Sie alle kamen auch zum Schluß, daß es sich nicht um einen Fluchtgang handelte, sondern um eine mittelalterliche Wasserleitung.

Die Firma Aregger, Baugeschäft in Buttisholz, erstellte im Einstiegschacht über dem Felsen eine armierte Betonplatte und setzte darauf zwei Zementröhren mit 80 cm Lichtweite auf. So kann dieser unterirdische Gang jederzeit besucht werden.

12. Die Kapelle zu St. Johannes dem Evangelisten in Niederschötz

Eine Kirche zu Schötz wird erstmals am 3. August 1309 urkundlich erwähnt, während von einem Priester zu Schötz bereits 1275 berichtet wird. Am 23. März 1357 hören wir von zwei Heiligtümern in Schötz, nämlich einem in Oberschötz, das den heiligen Stephanus und Mauritius geweiht war, und von einem in Niederschötz, in dem der heilige Johannes der

Evangelist verehrt wurde. Am 5. Februar 1427 schenkte der Edelknecht Heinrich von Wilberg die Kapelle zu Niederschötz dem Kloster St. Urban. Am 15. Juli 1438 bestätigte Bischof Heinrich von Konstanz diese Schenkung. Auch die Kapelle in Oberschötz kam 1440 an St. Urban.

Die Kapelle in Niederschötz ging im Verlaufe des 16. Jahrhunderts ein, wann weiß man nicht genau. 1519 wird sie noch mit der obern Kapelle und jener von Burgrain erwähnt. In einem Bericht an die Regierung unterm 30. September 1657 schreibt Abt Edmund von St. Urban, die Kapelle zu Niederschötz sei nicht mehr, es seien zwar noch einige Anzeichen vorhanden. Und am 26. Februar 1660 wird in einer Urkunde festgehalten, daß vor langer Zeit zwei Altäre aus einer abgeschlissenen Kapelle in die Kapelle des heiligen Mauritius transferiert wurden. So war also das Heiligtum des heiligen Johannes damals schon längere Zeit verschwunden.

Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts stieß man bei Bodenarbeiten unversehens wieder auf die Ueberreste dieser Kapelle. Man legte eine breite steinerne Treppe frei und hob viele menschliche Skelette. 1841 deckte der Besitzer des Landes abermals Teile dieser abgegangenen Kirche ab. Der damals in Schötz als Gemeindeschreiber amtierende J. P. P. Bucher-von Esch, der fleißige Erforscher der Geschichte von Schötz, notierte eingehend alles, was zutage trat. Den Standort bestimmte er wie folgt: Ungefähr 40 Schritte vom Dorfbach entfernt, westlich vom Wirtshaus (Im Hause, das heute die Familie Julius Greber bewohnt, war früher eine Wirtschaft, wenn ich mich nicht irre, hieß sie «Sonne»⁹.)

1954, als die Metzgerei Furrer erweitert wurde, stieß man wieder auf die Fundamentmauern dieser Kirche. Leider erfuhren wir zu spät davon, und als wir auf den Platz kamen, waren die Mauern bereits verschwunden. Die Arbeiter konnten aber noch ziemlich genaue Angaben machen, und Geometer X. Süß, Dagmersellen, erstellte anhand dieser Aussagen einen Situationsplan. So konnte wenigstens der genaue Standort festgehalten werden. Heute weiß man nun folgendes: Die Kapelle war mindestens 17,5 m lang und 7 m breit. Das Chor war ungefähr 6 m (20 Fuß) breit und 3 m (10 Fuß) lang. Auf der Nordseite des Chores erhob sich der quadratische Turm von 3,60 m (12 Fuß) Seitenlänge. Auf der Südseite des Chores befand sich die Sakristei. Die vielen Skelette, die man früher schon fand und die auch 1954 wieder zutage traten, beweisen, daß bei diesem Gotteshaus auch Beerdigungen stattfanden.

Da nun das Areal dieses ehemaligen Heiligtums so ziemlich überbaut ist, wird man wohl kaum mehr weitere Einzelheiten feststellen können.

13. Eine Taunerwohnung in Niederwil¹⁰)

Im Mai 1933 untersuchte Anton Graf mit einigen Freunden die Ueberreste einer Taunerwohnung neben dem Fluhkeller der Familie Schär in Nieder-

wil/Ohmstal. Es war allerdings nur noch die Felsennische, die wohl als Küche gedient haben mag, vorhanden. Von dem hölzernen Vorbau war nichts mehr zu sehen. Oben im Felsen waren links und rechts der Nische noch zwei Pfostenlöcher sichtbar, in die wohl der Querbalken eingelegt gewesen war, der ehemals als Träger des Daches gedient hat, das den Vorbau deckte. In der Felsennische selber fanden sich eine ältere und eine jüngere Feuerstelle. Die jüngere zeigte eine kleine Feuergrube mit einem Rauchabzug. Seitlich dieses Rauchkanals waren noch die in den Felsen eingetieften Löcher sichtbar, in die der Quersparren gelegt wurde, an dem dann mittels einer Kette der Kochtopf über dem offenen Feuer aufgehängt wurde. Ueber das Alter dieser Wohnstätte läßt sich nichts sagen.

14. Ein sicheres Versteck in Dagmersellen

Im Sommer 1938 brannte in Dagmersellen das alte, sogenannte «Ziegelhaus» ab. Anfangs Herbst begann man mit dem Neubau. Von einem Arbeiter, der hier beschäftigt war, wurde ich auf einen merkwürdigen Sandsteinblock aufmerksam gemacht, der in der Fundamentmauer des alten Hauses eingelassen war. Ein Augenschein an Ort und Stelle ergab folgendes:

In der Kellermauer gegen die Kantonsstraße hin war ein grünlicher Sandsteinblock eingelassen, der 80 cm lang und 55—65 cm hoch und breit war. Auf der Kellerseite war in diesen Block hinein ein Kasten ausgehauen, der 30 cm hoch, 35 cm breit und 35 cm tief war. Die Wände waren vorn noch etwa 12 cm dick. Die außen an der rechten Wand noch vorhandenen Türangeln zeigten, daß der Raum ehemals mit einem Türchen verschlossen werden konnte. In der Mitte des Kastenbodens war ein quadratisches Loch, dessen Seiten 10 cm maßen. Etwa 20—25 cm unterhalb dieses grünen Sandsteinblocks war eine etwa 50 cm lange, 30 cm breite und 8 cm dicke, etwas rötliche Steinplatte in der Mauer eingelassen.

Da die Mauer niedergerissen werden mußte, wurde nun auch der Sandsteinblock zertrümmert. Da zeigte es sich, daß unter dem quadratischen Loch des Kastenbodens ein Topf eingemauert war, der seinerseits auf der rötlichen Steinplatte stand. Er war leider leer, sonst hätte man gleich gesehen, für was er einst gedient hat.

Stellen wir uns nun vor, daß dieser Block samt dem Topf in einer finsternen Kellerecke sich befand, stellen wir uns ferner vor, daß gerade in dieser Ecke vielleicht ehemals allerhand Geschirr stand, oder ein Gestell für Obst oder andere Sachen oder sogar Fässer, dann war dies ein Geheimfach, das für Nichtkenner unauffindbar war, also ein Versteck, in dem wohl ehemals Wertsachen sicher aufbewahrt werden konnten. Das in den darunter eingemauerten Topf führende Loch konnte wahrscheinlich auch verschlossen werden, so daß — wer schon den Kasten fand — nicht auch unbedingt den Topf entleeren konnte¹¹).

14. Kleinere Arbeiten

Neben diesen größeren Arbeiten wurden noch eine ganze Anzahl kleinere ausgeführt. Nennen wir noch einige davon:

- a) In den Weihnachtsferien 1949 sondierten einige Schötzer Heimatfreunde im Pfahlbau Egolzwil 1, wobei sie zahlreiche nette Funde ernteten, wie Steinbeile, Schaber, Messer, Pfeilspitzen, Topfscherben usw.
- b) Beim Fundamentaushub für das neue Schulhaus auf der Hofmatte in Schötz stieß man im Sommer 1955 auf spätbronzezeitliche Topfscherben. Der Kantonsarchäologe, Dr. Josef Speck, hob die Scherben und untersuchte den Platz sorgfältig. Offenbar war hier ehemals eine bronzezeitliche Siedlung, was man noch fand, war aber nur mehr eine Randpartie davon, der größere Teil war durch den Bagger bereits weggeräumt.
- c) Auf der Kammern in Buchs stellte man 1939 mit einem Sondierschnitt fest, daß noch starke Mauern der Römervilla im Boden sind. Auf den Aeckern wurden Mosaiksteinchen zu Hunderten, sodann Topfscherben und Terra-sigillata-Scherben, ein Schlüssel und allerart Ziegelfragmente zusammen gesucht.
- d) 1957 suchten einige Schötzer nach der in der Urkundensammlung von Gemeindeschreiber Bucher erwähnten Römersiedlung auf dem Kirchberg bei Schötz. Leider erfolglos!
- e) Vor einigen Jahren suchten ebenfalls einige Schötzer in der Rumi in Dagmersellen nach den Ueberresten der römischen Villa.
- f) Kleinere Sondierungen führten wir auch in den Refugien Gäitschflüehli und Stöfelhubel in Dagmersellen durch. Im Bereiche des letztern fanden wir ein Feuersteinmesserchen.
- g) Im Buchwald auf dem Buttenberg in Schötz untersuchten Anton Graf und einige Freunde 1933/34 eine Befestigungsanlage, die aus Gräben und Wällen bestand, zeitlich aber nicht bestimmt werden konnte.
- h) Im Gehöft des Gemeindeammanns Steiner in Dagmersellen konnte 1938 Sekundarlehrer Felber, Dagmersellen, Mauerreste und den ehemaligen Burggraben der sogenannten «Trostburg» feststellen.
- i) Im Laufe der Güterzusammenlegung in Schötz kam das sagenumwobene Hostrischäppeli mitten in einen Acker zu stehen. Es mußte versetzt werden.

Die Sage erzählt, daß der Schmied von Schötz eine Tochter hatte, die ebenso schön wie leichtsinnig war. Einst ließ sie sich von einem flotten Reiter entführen. Der verwandelte sie in ein Pferd und ritt mit ihr vor des Vaters Schmiede. Wie der Vater nun auftragsgemäß die Hufe des Pferdes mit neuen Eisen beschlug, begann das Pferd zu reden. Jetzt merkte der Schmied, was geschehen war. Mit Weihwasser wollte er den Zauber lösen. Doch der Reiter war schon aufgestiegen und trabte los. Einige Tropfen Weihwasser trafen ihn und er versank augenblicklich im Boden. Das Pferd galoppierte weiter. Die Leute rannten ihm nach. Auf der Höhe des Hostris erreichten sie das Pferd und konnten es mit Weihwasser besprengen. Auch es versank sofort im Boden. An dieser Stelle wurde die oben genannte Kapelle erbaut.

An dieser Kapelle vorbei führte der alte Kirchweg von Schötz nach Ettiswil, denn der obere Teil von Schötz war bis zur Gründung der Pfarrei Schötz nach Ettiswil pfarrgenössig. So ist es begreiflich, daß die Versetzung der Kapelle einer heftigen Diskussion rief. Wir konnten dann vermittelnd in den Streit eingreifen. Als der Besitzer sich bereit erklärte, etwas nördlich im gleichen Landstück den nötigen Platz für die Kapelle zur Verfügung zu stellen, war das Problem gelöst. So steht die Kapelle heute an der gleichen Straße und leuchtet wieder recht freundlich aus dem dunklen Grün der Hecke.

Das wären nun einige Angaben über mehr oder weniger wissenschaftliche Arbeiten der Heimatvereinigung. Es wurde noch viel anderes getan, besonders waren es auch Ortsgruppen und Einzelpersonen, die kleinere Forschungen unternahmen. Wir können hier unmöglich auf alles eingehen. Man möge diese Unterlassung dem Berichterstatter verzeihen.

Zu erwähnen wären noch verschiedene wissenschaftliche Exkursionen mit Fachleuten, so mehrere Begehungen im Luzerner Hinterland, oder aufs Gäitschflüehli in Dagmersellen oder auf die Kammern in Buchs, usw.

IV. Ihr Heimatmuseum in Schötz

Bei der Gründung der Heimatvereinigung sprach man auch von der Schaffung eines Heimatmuseums. Das Zurschaustellen des Gefundenen oder Geretteten ist wohl eine der stärksten Triebfedern des Forschens und Suchens.

Es gibt heute im Wiggertal eine Anzahl prächtige Privatsammlungen. Was der Einzelne aber für sich gerne tut, nämlich das Erreichte zur Schau stellen, um es immer wieder bewundern zu können, das will auch die Gemeinschaft. Wenn man die Leute für etwas begeistern will, dann muß man ihnen etwas zeigen können. Wenn man sie veranlassen will, zutage tretende Kulturgüter, die vielleicht Jahrtausende im Boden ruhten, zu schützen und zu erhalten, dann muß man ihnen zuvor solche Sachen zeigen können, damit sie diese kennen und lieben lernen. So ist es verständlich, daß die erste Grundbedingung für das erfolgreiche Wirken einer Heimatvereinigung das Bestehen eines Museums oder wenigstens einer anschaulichen Sammlung in ihrem Wirkungskreise ist. Schön und erstrebenswert wäre es ja, wenn in jedem Schulhaus oder doch in jeder Ortschaft eine kleine, aber typische Schulsammlung bestehen würde. Dann könnte man die Jugend begeistern. Und wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Hoffen wir, im Interesse der so lieben Heimat, daß es einmal möglich sein wird, allen jungen Leuten, bevor sie hinaustreten in das Leben, anhand von solchen Schulsammlungen die Liebe zur engern Heimat tief ins Herz hinein pflanzen zu können.

Die große Fundausstellung, die 1932 anlässlich der Ausgrabungen in der Siedlung Egolzwil 2 im «St. Anton» in Egolzwil veranstaltet wurde, besuchten täglich Dutzende, ja Hunderte und ließen sich begeistern. Bald kam nun in der Gegend der Wunsch auf, es sollte hier eine dauernde Ausstellung geschaffen werden. In Egolzwil taten sich einige Heimatfreunde zusammen und faßten den kühnen Plan, inmitten des Dorfes ein Wauwilermoos-Museum zu erstellen. Baumeister Martin Felber entwarf die Pläne. Josef Häberli, zum «St. Anton», stellte den Bauplatz gratis zur Verfügung. Die Begeisterung war groß und alles versprach, tatkräftig mitzuwirken. An die kantonale Regierung wurde am 12. Januar 1933 ein Gesuch gerichtet mit der Bitte um finanzielle Hilfe beim Bau und um Ueberlas-

sung der Funde aus dem Wauwilermoos. Die Heimatvereinigung hatte anfänglich mit diesem Projekt nichts zu tun. Das Gesuch wurde einigen Mitgliedern des engern Vorstandes versandbereit zur Unterschrift vorgelegt.

Die Regierung verlangte von der Prähistorischen Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern ein Gutachten, bevor sie selber zum Gesuche Stellung bezog. An der entscheidenden Sitzung dieser Kommission vom 21. Januar 1933 waren auch Dr. Sidler und Anton Graf als offizielle Vertreter der Heimatvereinigung zugegen. Und da platzten nun die Meinungen hart aufeinander. Die Wortführer der Prähistorischen Kommission, Dr. h. c. Willi Amrein und Prof. Dr. Bachmann, lehnten den Museumsbau in Egolzwil strikte ab, während Anton Graf diesen energisch verteidigte. Das an die Regierung gerichtete Gutachten der Kommission fiel denn auch negativ aus und dementsprechend war auch die Antwort der Regierung an die Initianten. Und als Folge trat eine langandauernde Entfremdung zwischen der Prähistorischen Kommission und der Heimatvereinigung ein.

Der Traum des Wauwilermoos-Museums war ausgeträumt. Doch der Wille, ein Wiggertaler Heimatmuseum zu schaffen, blieb. Bereits lagen ansehnliche Kulturgüter unserer Ahnen beisammen, die irgendwo versorgt werden mußten. So hatte vor allem Anton Graf eine sehr interessante Sammlung von prähistorischen und volkskundlichen Gegenständen, und er war bereit, diese der Heimatvereinigung abzutreten. An mehreren Sitzungen des engern und erweiterten Vorstandes wurde über die Museumsfrage nachdrücklich diskutiert. In seiner Sitzung vom 18. August 1933 entschied der Vorstand, die Schaffung eines Wiggertaler Heimatmuseums auch weiterhin als Hauptanliegen auf der Traktandenliste zu behalten.

In der Folge fand dann im Herbst 1933 eine Besprechung zwischen Vertretern der Prähistorischen Kommission und der Heimatvereinigung in Egolzwil statt, wo Mißverständnisse geklärt und offen von Mann zu Mann geredet wurde. Hernach besserte sich das Verhältnis nach und nach wieder.

Und schon bald konnte auch die Museumsfrage sehr glücklich gelöst werden. Die Käsereigenossenschaft Schötz baute eine neue Käserei. Die Gemeinde kaufte das alte Käsereigebäude. Zu diesem gehörte auch ein größerer Anbau, der bisher als Milchgaden gedient hatte. Dies war ein Betonbau mit einem Dachstuhl aus Holz und einem Wellblechdach. Der ganze, ungeteilte Raum war ca. 5 m breit und 15 m lang. Da tauchte in uns der Gedanke auf, das wäre ein Museumsraum für uns. Doch es waren auch andere Interessenten, die diesen Raum mieten wollten. Sondierungen bei den Behördemitgliedern und bei den Gemeindebürgern zeigten bald, daß die Gemeinde eventuell bereit war, uns den Raum unentgeltlich zur Benützung zu überlassen.

In der Sitzung vom 3. Oktober 1934 orientierte Anton Graf den Vorstand über dieses Projekt. Der Vorstand beschloß, auf das Anerbieten einzutreten, und die Generalversammlung vom 9. Dezember 1934 im «Adler»

in Nebikon entschied einstimmig, den von Schötz zur Verfügung gestellten Raum zum Wiggertaler Heimatmuseum auszubauen.

Und nun begann das Planen und Ueberlegen. Doch mitten in den Vorbereitungen traf uns ein harter Schlag. Anton Graf, der mutige Vorkämpfer, mußte für immer von uns scheiden. Kurz vor seinem Tode anvertraute er einem Freunde seinen letzten Wunsch: «Wenn nur das Heimatmuseum zustande kommt!» Und dieser Wunsch war für uns ein Befehl. Die Heimatfreunde von Schötz standen zusammen und versprachen, tatkräftig mitzumachen. Da ich im Frühjahr 1934 von Schötz weggezogen war, übernahm Lehrer Kaspar Meyer die Leitung der starken Ortsgruppe Schötz der Heimatvereinigung. Unter seiner zielbewußten Führung ging das Planen und dann das Schaffen gut vorwärts.

Indessen hatte auch der Vorstand der Heimatvereinigung Verhandlungen mit dem Gemeinderat von Schötz aufgenommen, um einen für beide Teile annehmbaren Mietvertrag festzulegen. Die Generalversammlung der Heimatvereinigung vom 14. Dezember 1935 in Dagmersellen stimmte diesem einhellig zu. Der Gemeinderat von Schötz genehmigte ihn am 17. Januar 1936 und die Gemeindeversammlung am 21. Januar 1936.

Unterdessen hatte bereits der Umbau begonnen. Auf der Nordseite wurden sechs Fenster ausgebrochen. Die bestehende Türe, die in die straßenseits liegende Käserei führte, wurde zugemauert und dafür auf der Ostseite eine neue ausgebrochen. Maler und Gipser gaben dem Innern ein heimeliges Aussehen. Sodann wurde auch das elektrische Licht installiert. So entstand nach und nach ein recht wohnlicher Raum, in dem man sich wohl fühlen konnte.

Die ganze Arbeit wurde von einer Baukommission beaufsichtigt, der Dr. F. Sidler, Willisau, als Präsident und B. Schlüssel, Nebikon, und Gemeinbeschreiber Hans Isenschmid, Schötz, als Mitglieder angehörten. Dr. Bosch aus Seengen stand uns damals mit Rat und Tat zur Seite. Nachdem der Umbau beendet war, ging man an die Inneneinrichtung. Das Völkerkundemuseum in Basel schenkte uns zwei Ausstellungsvitrinen. Andere Sachen wurden durch die Handwerker von Schötz geliefert. Die Arbeiten gingen so rasch vor sich, daß bereits im Winter 1935/36 die reiche Sammlung von Anton Graf, die uns von seinen Erben zur Verfügung gestellt worden war, im neuen Museum versorgt werden konnte. In freundlicher Weise überließ uns dann die Regierung des Kantons Luzern eine Anzahl Funde aus der Sammlung von Johannes Meyer. Marcel Weidmann aus Andelfingen war behilflich bei der fachgemäßen Ausstellung des wertvollen Fundgutes. So entwickelte sich der ehemals kahle Milchkeller zu einer recht netten Heimatstube.

Der gesamte Umbau und die erste notwendige Einrichtung kosteten samt den Expertisen usw. Fr. 1563.50.

Und wer bezahlte denn das? Man erließ an die Gemeinden und Korporationen des ganzen Tales ein Schreiben mit der Bitte um freiwillige Bei-

träge. 26 Zahlungen gingen ein und ergaben Fr. 747.50. Die Darlehenskasse Schötz gewährte ein Darlehen von Fr. 400.—, für das der Vorstand Bürgschaft leistete. So nahm alles seinen ruhigen Verlauf und schon konnte man daran denken das neue Museum einzuweihen.

Es war ein goldiger Herbstsonntag, als am 5. September 1937 das Museum offiziell der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Leise schlichen die letzten Nebelfetzen bergwärts. Ans lauschende Ohr drangen dann und wann Herdenglockenklänge. Farbenfrohe Blätter fanden sich am Boden zu einem buntleuchtenden Teppich zusammen.

Am frühen Nachmittag strömten immer mehr Leute im schmucken Schötz zusammen. Beim Restaurant «Kreuz» besammelten sich die Musikanten und Gäste. Da begrüßte der Vorstand Erziehungsrat A. Elmiger von Littau, der im Auftrage der Regierung zu uns kam, ferner Nationalrat Ed. Isenschmid von Schötz, der Volk und Behörden von Schötz vertrat, und Dr. Bosch, Seengen, der im Namen der Prähistorischen Kommission nach Schötz gekommen war. Gruß entbot man auch all den offiziellen Vertretern der Wiggertaler Gemeinden.

Ein kleiner, schmucker Festzug führte zum Museum. Dort entbot unser Obmann, Großrat Josef Hunkeler, Wikon, allseits herzlichen Willkommgruß. — Den Gruß der Behörden und des Volkes von Schötz überbrachte Nationalrat Eduard Isenschmid.

Dr. Bosch, Seengen, sprach über: «Sinn und Zweck der Heimatmuseen.» Lehrer Kaspar Meyer, Schötz, der vom Vorstand als Konservator des Museums bestimmt worden war, übernahm dieses in seine treue Obhut.

Doch ob all der Freude vergaß man die Vorkämpfer nicht, die leider die Erfüllung ihres größten Wunsches nicht mehr erleben konnten. Angeführt von den Musikanten zog man zum Friedhof und legte auf die letzte Ruhestätte von Anton Graf einen prächtigen Kranz nieder. Von da weg ging es zum Gedenkstein für Johannes Meyer, der 1929 vor seinem Vaterhause errichtet worden war und schmückte auch diesen mit einem prachtvollen Kranze. Lehrer Alois Greber, Buchs, würdigte an beiden Orten das Schaffen der lieben Heimatfreunde.

Und nun begab man sich wieder zum Museum. Ein erster Rundgang zeigte, wie viel Wertvolles bereits beisammen war. Dann fand man sich zusammen im Saale zum «St. Mauritius», wo der Jodlerklub Schötz mit seinen Liedern erfreute, und Erziehungsrat A. Elmiger die Grüße der Regierung überbrachte.

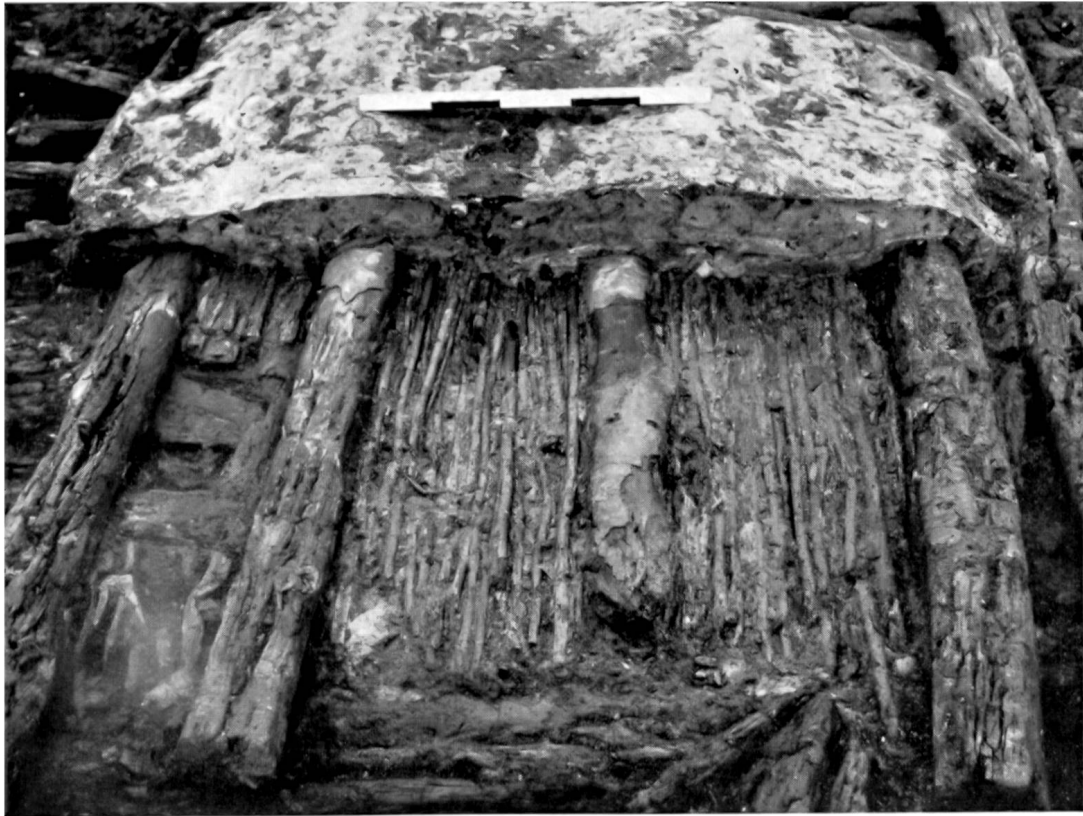
Damit war das Museum schlicht aber feierlich eingeweiht. Doch war es nicht vollendet. Es gab keinen Stillstand. Emsig trug das Volk Sachen zusammen, die alle Zeugnis ablegen vom Schaffen unserer Ahnen. Unter der geschickten Leitung von Kaspar Meyer aber entwickelte es sich bald zu einer einzigartigen Sammlung prähistorischer Funde. Besonders wurden



Tafel 9. Flasche aus grauschwarzem, mit Quarzsand fein gemagertem Ton mit 4 Aufhängeösen. Dieses rundbodige, dünnwandige Gefäß läßt deutlich den Aufbau mittels Parallelwulsttechnik erkennen. Einzelne Stellen sind leicht ergänzt. Fassungsvermögen 8,125 Liter, Höhe 34,5 cm, größter Durchmesser 24,7 cm. Vergleiche Seite 35.



Tafel 10. Boden eines steinzeitlichen Moorhauses in Egolzwil 4, der 1954 ausgegraben wurde. Schräg durch den Hausboden zieht sich ein Meliorationsgraben, links außen sind andere Störungen sichtbar. In der Bildmitte sind die beiden, bereits aufgeschnittenen Herdstellen, links jene, die von Anfang an eingebaut und für die der Hausboden ausgespart wurde. Tafel 4 zeigt einen Querschnitt durch diese Herdstelle. Rechts ist die später auf den Prügelboden gelegte Herdstelle. Vergleiche Seite 39.



Tafel 11. Aufgeschnittene Herdstelle eines Hauses aus der Siedlung Egolzwil 4, die im Jahre 1958 ausgegraben wurde. Auf einer Unterlage von Balken und Haselruten wurde hier der Lehm des Herdes aufgeschichtet. Vergleiche Seite 39.



Tafel 12. Eingang durch den mehrperiodigen Dorfzaun in Egolzwil 4, freigelegt im Jahre 1956. Wir sehen in der Mitte die Eingangsschwelle, links Reste des Zugangsweges und rechts den Unterbau des ca. 2 m breiten Bohlenweges, der der Innenseite des Zaunes entlang führte. Vergleiche Seite 41.

im Laufe der Jahre Tausende von Funden aus der Mittelsteinzeit, dem Mesolithikum, zusammengetragen. Dem Konservator war es gelungen, die Leute zu emsigen Sammlern zu erziehen. So konnten nicht nur eine Unmasse von Werkzeugen und Splittern gesammelt werden, sondern man gewann auch einen immer besseren Ueberblick über die mesolithische Besiedlung des Gebietes um den ehemaligen Wauwilersee. So beherbergt das Heimatmuseum in Schötz heute die wohl größte mesolithische Fundsammlung der Schweiz.

Doch auch die volkskundliche Sammlung wuchs beständig. Und heute ist das Museum bereits zu klein geworden. Es könnte allerdings noch besser ausgebaut werden. Vor allem sollten noch mehr Ausstellungsvitrinen her. Vielleicht findet sich ein edler Gönner, der die nötigen Finanzen beisteuert.

1946 erfuhr das Aeußere des Museums eine angenehme Umgestaltung. Ueber dem Museumsbau wurden die Räumlichkeiten für die Haushaltungsschule eingerichtet. So verschwand das unschöne Dach. Und das Ganze präsentiert sich heute als flotter Bau. Konservator Armin Meier aus Zürich schmückte im gleichen Jahr, während der Tage, da er in Schötz im Militärdienst weilte, das Museum mit einigen schönen Wandbildern.

Im Spätherbst 1947 katalogisierte Frau Dr. Bodmer-Geßner, Kilchberg, Zürich, im Auftrage der Regierung des Kantons Luzern den gesamten prähistorischen Bestand des Museums.

Unterm 16. Juli 1949 erfolgte über das Heimatmuseum eine Radio-reportage durch das Studio Basel unter dem Titel: «Schmuckkästchen der Schweiz».

1952 drehte Ingenieur Landolt aus Zofingen im Auftrage der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte den Film: «Hundert Jahre Pfahlbau-forschung». Ein kurzer Ausschnitt dieses Films gewährt den Zuschauern auch einen Einblick in unser Heimatmuseum.

Am 26. Juni 1956 machte der Museumsverwalter mit Sprechern von Radio Bern im Heimatmuseum einen Rundgang durch die Urzeit. Am 27. Juni wurde das Gespräch in der Jugendstunde ausgestrahlt.

Möge nun stets ein gütiger Stern über der schönen Heimatstube in Schötz leuchten.

V. Ihre Heimatkunde

In Paragraph 2, Absatz 3 der Satzungen der Heimatvereinigung ist eine ihrer Hauptaufgaben folgendermaßen umschrieben:

In ständiger Zusammenarbeit mit den bestehenden wissenschaftlichen Vereinen, den zuständigen Verbänden und Behörden der Kantone Aargau und Luzern, sucht die Heimatvereinigung ihre vielseitige Aufgabe durchzuführen:

3. durch fortlaufende Herausgabe einer in zwangloser Folge erscheinenden Heimatkunde aus dem Wiggertale und durch wissenschaftliche Veröffentlichungen.

Man wollte also nicht bloß forschen und sammeln. Mit der Heimatkunde wollte man heimatliches Gedankengut wieder ins Volk hineintragen, es sollte wieder in breitesten Massen Eingang finden. Die Gründer hatten richtig erkannt, daß nur eine volksverbundene Heimatbewegung auf die Dauer Bestand haben kann.

In der Vorstandssitzung vom 20. April 1936 wurde eine Redaktionskommission mit Großrat Hunkeler, Wikon, Dr. Sidler, Apotheker, Willisau, und Lehrer A. Greber, Buchs, bestellt. Diese bekam den Auftrag, das Problem der Herausgabe einer Heimatkunde zu prüfen und dem Vorstand möglichst bald Bericht und Antrag zu stellen. Schon in der Sitzung vom 23. Mai 1936 berichtete die Kommission über die inzwischen vorgenommenen Besprechungen. So konnte denn der Vorstand folgende Beschlüsse fassen:

Im Herbst soll die erste Nummer der Heimatkunde des Wiggertales erscheinen. Diese soll 32 Seiten umfassen und in 800 Exemplaren gedruckt werden. Es soll, wenn möglich, aus jeder Gemeinde ein Aufsatz in der ersten Heimatkunde erscheinen. Der Sekretär wurde beauftragt, die Schriftleitung zu übernehmen.

In der Folge gelangte der Schriftleiter an die Gemeindeobmänner und ersuchte sie für die Heimatkunde eine kurze Abhandlung entweder selber zu schreiben oder schreiben zu lassen. Die Themen wurden freigestellt. Man konnte also schreiben über: Ortsgeschichte, Familiengeschichte, Brauchtum, Trachtenwesen, Geologisches, Botanisches usw. Der Erfolg des Auf-

rufes war befriedigend. Es gingen innert der festgesetzten Frist 15 Arbeiten ein. Da der Umfang der ersten Nummer auf 32 Seiten beschränkt werden mußte, konnten nicht alle eingegangenen Abhandlungen schon ins erste Heft aufgenommen werden.

Im Herbst 1936 erschien dann das erste Heft in einer Auflage von 800 Exemplaren. Es wurde zum Preis von Fr. 1.— abgegeben. Dieser Franken galt sowohl als Jahresbeitrag wie als Entschädigung für das Heft. Der Verkauf ging von Anfang an sehr gut vor sich. Es zeigte sich, daß das Volk im allgemeinen die Schrift gut und mit großem Interesse aufnahm. Darum ging man sofort an die Redigierung einer zweiten Nummer und dieser folgten bis heute Nummer um Nummer. Der Schriftleiter sammelt die Abhandlungen, korrigiert sie und läßt sie dann setzen. Anschließend durchgeht die Redaktionskommission die Arbeiten und gibt dann den endgültigen Druckauftrag. Weil die Autoren für ihre Arbeiten die Verantwortung selbst tragen müssen, beschloß der Vorstand, diese jeweils unverändert aufzunehmen, insofern sie nicht allzu krasse Fehler enthielten.

Als Dr. Sidler 1943 aus der Redaktionskommission zurücktrat, wurde an seiner Stelle Fritz Steiner, Sekundarlehrer, Buttisholz, gewählt. Die Kommission wurde 1957 erweitert, indem noch Alfred Felber, Sekundarlehrer, Dagmersellen, in diese berufen wurde.

Gedruckt wurde die Heimatkunde abwechselungsweise von unseren Wigertaler Druckereien, und zwar in folgender Reihenfolge:

Luzerner Nachrichten AG, Reiden

Willisauer Bote AG, Willisau

Albert Meyer, Druck und Verlag «Der Oberwiggertaler», Reiden

Willisauer Volksblatt AG, Willisau

Wir sind allen vier Druckereien zu Dank verpflichtet für das große Entgegenkommen, das sie uns stets bewiesen haben.

Umfaßte die erste Nummer 32 Seiten, so stieg bei Nummer 2 die Seitenzahl schon auf 40. Heft um Heft wurde nun umfangreicher. Heute gilt als obere Grenze 72—80 Seiten. So ist die Heimatkunde ein recht ansehnliches Schriftchen geworden. Der größere Umfang bedingte natürlich auch höhere Preise. So wurde der Beitrag 1938 auf Fr. 1.50 erhöht, 1943 auf Fr. 2.—, 1948 auf Fr. 2.50 und 1952 auf Fr. 3.—. Trotz der Erhöhung zeigte sich kein Mitgliederschwund.

Auch die Auflage stieg mit der stets wachsenden Nachfrage. Die Nummern 2, 3 und 4 erschienen in 1000 Exemplaren, Heft 5 in 1100, Heft 6 und 7 in 1200, Heft 8 in 1300 und Heft 9 und die folgenden in 1400 Exemplaren.

In den Satzungen heißt es, daß die Heimatkunde in zwangloser Reihenfolge erscheinen soll. Im Jahre 1939 wurde durch den Krieg die Drucklegung der Heimatkunde verunmöglicht. Auch in den folgenden ersten Kriegsjahren unterblieb diese. Erst 1942, zehn Jahre nach der Gründung,

gelangte das 4. Heft in Druck. Keine Heimatkunde erschien auch im Jahre 1949, was zeitbedingt war.

Im Laufe der Jahre wurde die Nachfrage nach alten Nummern der Heimatkunde immer größer. Heft 1 war sehr bald ausverkauft. Es gelang, einige Exemplare zurückzukaufen, aber damit war es unmöglich, alle Interessenten zu befriedigen. 1947 ließen wir 150 Exemplare nachdrucken. So konnten wir nun die vielen Wünsche auch da wieder erfüllen. Indessen sind aber auch andere Nummern ausgegangen, so die Nummern 4, 5, 6, 7 und 8. Von einzelnen andern Nummern sind nur noch antiquarische, zum Teil leicht beschädigte Exemplare vorhanden, die aber, trotz einiger Mängel, von den Interessenten gerne erworben werden.

Der Versand der Heimatkunde wird jeweils vom Sekretariat durchgeführt. Heft 2 wurde durch den Kassier versandt. Einigen Freunden unserer Heimatvereinigung wird die Heimatkunde gratis zugestellt, um ihnen einesteils zu danken für die Unterstützung, die sie uns immer wieder entgegenbringen und andernteils, um ihnen zu danken für ihre Arbeit im Dienste der Heimat. Gratis wurde bisher die Heimatkunde auch den schweizerischen Universitätsbibliotheken, verschiedenen Gymnasien und Lehranstalten und einigen weiteren Bibliotheken zur Verfügung gestellt. Und wie wir schon mehrmals feststellen konnten, fand sie überall reges Interesse. Folgende Institutionen liefern uns ihre Publikationen gratis und wir stellen ihnen unsere Heimatkunde ebenfalls unentgeltlich zur Verfügung:

Schweizerisches Institut für Volkskunde Basel
Luzerner Trachtenvereinigung
Historischer Verein des Kantons Schwyz
Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Zürcher Unterländer Museumsverein, Winterthur
Sundgauverein, Mülhausen
Freiburger Geschichtsverein, Freiburg i. Br.
Deutscher Alpenverein, München
Verein für Flurnamenforschung, München

Für unser Volk ist die Heimatkunde zu einem Ding geworden, das man nicht mehr missen möchte. Verzögert sich der Versand, dann kommen ständig Anfragen. Unzählige Urteile sind uns schon zugekommen, die zeigen, wie hoch die Heimatkunde von Laien und Gelehrten eingeschätzt wird. Einige Ausschnitte aus Zuschriften mögen dies beleuchten:

Altwis, den 8. Dezember 1936

Die Zusendung Deiner Heimatkunde hat mich sehr gefreut. Ich gratuliere Dir und Deinen Mitarbeitern zu dem gediegenen Werklein, das sicher seine große volkspädagogische Bedeutung hat... Es stellt Euerm Landesteil ein ausgezeichnetes Zeugnis aus, daß so viele Männer aus verschiedenen Berufen sich zur Erschließung und Popularisierung der

Heimatgeschichte zusammentun, und die erschienenen Aufsätze zeugen von Euerm seriösen wissenschaftlichen Streben. Ich bitte Dich daher, mir die folgenden Hefte zukommen zu lassen . . .

Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Luzern, den 20. Dezember 1944

Ich danke Ihnen herzlich für die Zustellung der Heimatkunde. Sie haben, wie früher schon, wieder wertvollste Kulturarbeit geleistet und praktischen staatsbürgerlichen Unterricht erteilt. Ich lese das Heft mit großem Interesse . . .

Dr. G. Egli, Erziehungsdirektor, Luzern

Luzern, den 23. Dezember 1944

Besten Dank für die freundliche Zustellung des Heftes 6 der Heimatkunde des Wiggertales. Ich beglückwünsche Sie und die Heimatvereinigung für das Werk. Sie verdienen den wärmsten Dank für Ihre verdienstvolle Arbeit . . .

Dr. Vinzenz Winiker, Regierungsrat, Luzern

Luzern, den 4. Januar 1945

Ich danke Ihnen für die Zusendung des Heftes 6 der Heimatkunde des Wiggertales. Mit Vergnügen sehe ich daraus, daß Ihre Vereinigung und Sie im besonderen schöne und wertvolle Arbeit auf dem Gebiete der Heimatforschung leisten. Ich beglückwünsche Sie dazu . . .

Josef Wismer, Regierungsrat, Luzern

Zürich, den 12. Dezember 1945

Ich möchte Ihnen endlich herzlich dafür danken, daß Sie auch dieses Jahr mir wieder das Heft der «Heimatkunde des Wiggertales» geschickt haben. Ich gratuliere Ihnen zu dem reichen Inhalt . . .

Prof. Dr. Emil Vogt, Konservator, Landesmuseum, Zürich

Luzern, den 10. April 1948

. . . Für Ihr schönes letztes Heft möchte ich Ihnen bestens danken. Es sind gute, wertvolle Arbeiten dabei . . .

Und ganz köstlich darf man die Plauderei von Gaßmann bezeichnen. Auf diese Weise bringt man schlichte Geschichte dem Volk nahe. Ihnen ist dazu zu gratulieren. Nehmen Sie weiterhin solche Arbeiten auf! Und der köstliche Schluß, die Apotheose auf meinen verehrten Zürcher Lehrer Karl Meyer! Ich habe von zuverlässiger Seite vernommen, daß er sich sehr freute . . .

Dr. G. Bösch-Ineichen, Professor, Luzern

Luzern, den 1. Februar 1949

Ich bringe auch dieses Jahr der «Heimatkunde des Wiggertales» mein besonderes Interesse entgegen. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Beitrag, den Sie wiederum zur Erforschung unserer Heimatgeschichte leisten und damit die Achtung und Liebe zu unserem Land und Volk fördern helfen.

Eine ganz besondere Gratulation möchte ich Ihnen zu diesem 10. Heft entgegenbringen. Denn damit haben Sie den Beweis erbracht, daß die Heimatvereinigung des Wiggertales nicht nur Heimatgeschichte schreibt, sondern selbst schon Gegenstand der engern Heimatgeschichte geworden ist. Ich wünsche Ihnen daher, daß Ihr zweites Dezennium im Dienste unserer Heimat ebenso erfolgreich und verdienstvoll verlaufe...

Dr. F. X. Leu, Regierungsrat, Luzern

Luzern, den 17. Januar 1956

Für die Zustellung des stattlichen neuesten Büchleins «Heimatkunde des Wiggertales», das ich mit großem Interesse lese, danke ich Ihnen bestens. Der Heimatvereinigung Wiggertal wünsche ich für die äußerst wertvolle, ideale und rege Tätigkeit im Dienste von Heimat und Volk weiterhin viel Erfolg und Genugtuung...

Dr. W. Bühlmann, Regierungsrat, Luzern

Altdorf, den 21. Januar 1956

Für Ihre Schenkung von Heft 16 der Heimatkunde des Wiggertales an die Kollegiumsbibliothek sage ich Ihnen verbindlichen Dank. Das Heft interessiert mich und die Luzerner Schüler immer sehr und man muß Ihrer Heimatvereinigung schon ein großes Kompliment machen, daß sie Jahr für Jahr eine solche Leistung zustande bringt. Ich glaube, Sie haben den rührigsten aller Vereine für die Erforschung der Heimat...

Pater Fintan Amstutz, Altdorf

Luzern, den 28. Juli 1959

Sie hatten die Freundlichkeit, mir ein Exemplar Ihres vor kurzem erschienenen Heftes Nr. 19 der «Heimatkunde des Wiggertales» zu schenken. Für diese Aufmerksamkeit spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aus und verbinde damit den Wunsch, Ihre überaus interessante «Heimatkunde» möge immer weiteres Interesse im Volke finden und damit ihren Zweck, die Erneuerung der Heimatliebe, voll und ganz erfüllen...

Dr. J. Rogger, Erziehungsdirektor, Luzern

Das ist nur eine kleine Auslese von Ausschnitten aus der großen Schar von Zuschriften und Dankschreiben.

Wir dürfen aber auch erwähnen, daß die Presse unsere Heimatkunde immer begeistert begrüßte und ihr stets recht wohlwollende Worte der Anerkennung widmete.

So werden wir auch fernerhin die Heimatkunde mit besonderer Sorgfalt und Liebe betreuen, damit sie immer mehr heimatliches Gedankengut hinein tragen kann in unser Volk und dieses wieder immer inniger mit der Heimatscholle verbunden wird.

Wenn die Heimatvereinigung einmal nichts anderes mehr tun kann, dann muß sie wenigstens noch die Heimatkunde pflegen. Denn nur so kann sie die Heimatliebe und die Freude am heimatlichen Kulturgut wieder hineinpflanzen in unser Volk, und das ist ihre edelste Aufgabe.

VI. Ihre Vorstöße im kantonalen Parlament

Es war und ist aber nicht nur Aufgabe der Heimatvereinigung, Ausgrabungen und Forschungen durchzuführen. Eine der edelsten Aufgaben ist und bleibt es, die Kulturzeugen aus vergangenen Tagen zu schützen und unbeschädigt der Nachwelt zu erhalten. Besonders gefährdet sind diese Werte in Kriegszeiten. Da schaut der Mensch in seinem Existenzkampf nicht mehr lange auf ideale Gründe. Das erlebten wir wieder im letzten Weltkrieg bei der Torfausbeutung. Wieviel für die Forschung höchst Wertvolles wurde da zerstört! Bezeichnend ist der Ausspruch eines Torfproduzenten, der also sprach, als seine Arbeiter beim Torfstechen auf einen im Torf eingeschlossenen Prügelboden stießen: «Heraus damit, bevor die Bodenschnüfler etwas davon merken.»

Auf unsere Anregung hin erließ die hohe Regierung des Standes Luzern am 1. Juli 1943 ein Schreiben an alle Torfproduzenten, die im Gebiete des Kantons Luzern Torf ausbeuteten. Darin hieß es:

«Es ist möglich, daß beim Torfstechen *prähistorische Gegenstände* zu Tage gefördert werden. Sie werden daher darauf aufmerksam gemacht, daß derartige Gegenstände gemäß Art. 724 ZGB in das Eigentum des Kantons gelangen, in dessen Gebiet sie gefunden worden sind.

Sollten sich Funde zeitigen, so sind die Leiter benachbarter Heimatmuseen, Heimatvereinigungen und dergleichen auf die Funde unverzüglich aufmerksam zu machen. Ferner kann auch direkte Mitteilung an das Erziehungsdepartement des Kantons Luzern erfolgen.»

Und der Erfolg? Meines Wissens war er sehr gering. Mir persönlich wurden aus dem Untermoos bei Uffikon von einem Arbeiter mehrmals Knochen abgeliefert. Auch das Heimatmuseum Schötz erhielt dann und wann Funde. Ein Steinbeil wurde im August 1942 in den Roßmatten in Uffikon gefunden und gelangte nach Kirchleerau. Und so mögen noch viele Sachen fortgewandert sein.

Am 27. Dezember 1944 reichten die Großräte Dr. Müller-Dolder, Bero Münster, und Josef Hunkeler, Wikon, der Präsident der Heimatvereinigung, der Regierung folgende *Einfache Anfrage* ein:

«Ist der Regierungsrat bereit, Auskunft zu geben, ob in unsern Schulen zwecks Förderung der Heimatpflege dem heimatkundlichen Unterricht und damit zusammenhängend der Durchführung heimatkundlicher Exkursionen die nötige Beachtung geschenkt wird? Ist der Regierungsrat nicht auch der Auffassung, daß die Herausgabe eines Luzerner Heimatbuches für die Schulen zeitgemäß und der Heimatpflege besonders förderlich sei?»

Unterm 1. Februar 1945 ging dem Großen Rate folgende Antwort der Regierung zu:

1. Förderung der Heimatkunde

«Diesem Zwecke dient vor allem die Heimatkunde, die gemäß Lehrplan einen Lehrstoff für alle Klassen bildet. Von der ersten bis dritten Primarklasse tritt sie überdies als besonderes Unterrichtsfach auf, aus dem der Unterricht in Geographie, Geschichte und Verfassungskunde der obern Klassen herauswächst. Es ist auf die Bildungs-Stoffziele sowie besonders auch auf die methodischen Wegleitungen im Lehrplan für die Primarschulen des Kantons Luzern hinzuweisen. Darin sind auch die verlangten heimatkundlichen Exkursionen als Lehrwanderungen und Lehrausgänge vorgesehen. Der Wochenstundenplan räumt dafür an den obern Klassen drei bis vier Stunden ein. Die Forderungen des Lehrplanes entsprechen somit den Begehren der Fragesteller.

2. Luzerner Heimatbuch

Ein Luzerner Heimatbuch nach Art derjenigen von Liebenau und Kuno Müller gehört in die Hand des Lehrers, der den Kindern daraus das Volkskundliche ihrer engern Heimat vermittelt. Viel geeigneter sind für diesen Zweck die Monographien über einzelne Gemeinden, wie sie anlässlich von Gedenkfeiern, Schulhausweihen und dergleichen von Lehrern oder Geistlichen herausgegeben wurden, so über Littau, Sursee, Großwangen, Buttisholz, Triengen und Werthenstein. Hierher gehören auch die unter Leitung von Herrn Großrat Hunkeler, Wikon, herausgegebenen Hefte über die Heimatkunde des Wiggertales.

Eines der Bildungsziele des Geschichtsunterrichtes am kantonalen Lehrerseminar ist die Befähigung zu einfacher, dorfgeschichtlicher Forscherarbeit. Durch die aus solcher Tätigkeit entstehenden Arbeiten wird das von der Anfrage angestrebte Ziel wohl eher erreicht, als durch ein umfangreiches Luzerner Heimatbuch. Zu wünschen wäre dagegen die Herausgabe von Ortsgeschichten für möglichst alle Gemeinden des Kantons. Diesem Gedanken könnte die Ausarbeitung einer bezüglichen

Wegleitung durch den Geschichtslehrer des Lehrerseminars sehr förderlich sein.

Als Beispiel einer solchen Wegleitung ist die Arbeit von Herrn Dr. Fritz Blaser, Luzern, «Was ich von jeder Gemeinde wissen soll» zu betrachten. Durch sie wird der Lehrer auf alles Wissenswerte für die Heimatkunde seines Wirkungsortes aufmerksam gemacht. Der am Lehrerseminar in die dorfgeschichtliche Forscherarbeit eingeführte Lehrer wird die von Herrn Dr. Blaser gemachten Angaben zum Ausgangspunkt für seine eigenen Forschungen in der Ortsgeschichte machen und dabei die Schüler zur Mitarbeit heranziehen. Herr Dr. Blaser gedenkt, die Lehrerschaft für die Fortsetzung seiner Arbeit zur Mitarbeit einzuladen und ein für die Hand des Lehrer gedachtes Heimatbuch herauszugeben.»

Diese Antwort der Regierung befriedigte vollständig, da sie zeigte, daß auch unsere Behörde der Angelegenheit größte Aufmerksamkeit schenkte. Das ermutigte die beiden Großräte und sie reichten im Großen Rate eine *Motion* ein, in der sie den hohen Regierungsrat einluden, in Ergänzung der einschlägigen eidgenössischen Vorschriften und der kantonalen Einführungsgesetze, eine kantonale Verordnung zum Schutze von Altertümern und Kunstdenkmälern zu erlassen.

In ihrer Begründung anerkannten die Motionäre die bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiete, das stets von der Regierung an den Tag gelegte Verständnis und den guten Willen vieler Gemeinden und Organisationen. Sie wiesen jedoch darauf hin, daß infolge Unkenntnis oder blinden Sammel-eifers dem Kanton viele wertvolle Bodenschätze verloren gehen, daß Ausgrabungen von Leuten vorgenommen werden, denen die tiefere Kenntnis abgeht und denen die nötigen Fachleute nicht zur Verfügung stehen. Es wurde beigefügt, daß Besitzer von Baudenkmälern von historischem Wert, diese durch Abtragung der Nachwelt entziehen oder durch ungeeignete An- und Umbauten verunstalten. So gehen dem Kanton viele kulturelle Werte verloren und das äußere Antlitz unserer schönen Heimat leidet dadurch.

Die Regierung nahm die Motion entgegen und ging unverzüglich daran, eine kantonale Verordnung über den Schutz und die Erhaltung von Altertümern und Kunstdenkmälern auszuarbeiten. Diese erschien am 20. Mai 1946. Doch man war in den Bestimmungen etwas zu weit gegangen und sofort begann der Kampf gegen sie. Und dieser Kampf endigte damit, daß das Bundesgericht, an das eine staatsrechtliche Beschwerde eingereicht worden war, die Paragraphen 1, 2, 4, 5 und 6 der Verordnung außer Kraft setzte, insofern sich diese auf bewegliche Gegenstände bezogen.

Längere Zeit blieb es nun wieder ruhig um diese Verordnung. Erst in neuester Zeit wurde sie wiederum ans Tageslicht gezogen und eingehende Beratungen haben eingesetzt. Man möchte diesmal etwas schaffen, das vor Parlament und Volk Gnade findet.

Bereits ist das neue Gesetz über den Schutz der Kulturdenkmäler von verschiedenen Kommissionen und den interessierten Gesellschaften durchberaten worden und steht gegenwärtig auf der Traktandenliste des Großen Rates. Hoffen wir, daß es von unsern Volksvertretern nicht allzu stark verwässert wird. Denn es ist nun höchste Zeit, daß unser Kanton auch seine gesetzlichen Bestimmungen erhält, bevor alles Schützenswerte außer Kanton gewandert ist.

Indessen wurde im Jahre 1954 vom Erziehungsdepartement im Auftrage des Regierungsrates Dr. Josef Speck von Zug als nebenamtlicher Kantonsarchäologe vertraglich angestellt, und am 1. Juli 1956 wählte der Regierungsrat Dr. A. Reinle zum nebenamtlichen und am 1. Juli 1959 zum vollamtlichen kantonalen Denkmalpfleger. Damit ist der Kanton nun in Sachen Heimatschutz in die vordern Reihen der Schweizer Kantone gerückt¹²⁾.

VII. Ihr Sekretariat

Anfänglich amtierten in der Vereinigung ein Kassier und ein Aktuar. Das ging gut, bis die Heimatkunde alljährlich versandt werden mußte. Die erste Nummer wurde durch den Aktuar versandt, die zweite stellte der Kassier den Interessenten zu. Gestützt auf die gemachten Erfahrungen besorgte seither der Aktuar den Vertrieb der Heftchen. Da es je länger je schwieriger wurde, in den Gemeinden ideal gesinnte Freunde zu finden, die den Verkauf der Heimatkunde in ihrem Kreise leiteten, mußten immer mehr Exemplare durch die Post direkt an die Abnehmer geliefert werden. Das machte die Abrechnung immer komplizierter und schwerfälliger. Das bewog den Vorstand in seiner Sitzung vom 23. März 1946 die beiden Chargen des Kassiers und Aktuars vorläufig zusammenzulegen und einer Person anzuvertrauen, also gleichsam eine Geschäftsstelle zu schaffen, die seither von einem Sekretär geleitet wird. Der bisherige Aktuar übernahm dieses Amt. Das vereinfachte nun den Geschäftsbetrieb bedeutend. Da heute vom Sekretariat aus über 800 Bezüger die Heimatkunde direkt erhalten und ständig wieder Bestellungen für frühere Nummern eintreffen, wäre das alte System total unbrauchbar.

Die Tätigkeit auf dem Sekretariat erschöpft sich aber nicht in diesem Versand- und Inkassogeschäft. Ihm unterstehen auch das Archiv und die Bibliothek. In der Bibliothek sammeln sich die Schriften, die wir tauschweise erhalten. Soweit die Geldmittel ausreichen, werden ständig Bücher und Schriften angeschafft, deren Inhalt irgendwie mit unserem Wiggertale zusammenhängt. Es gelang uns, in den letzten Jahren auch Bücher, die sonst kaum mehr aufzutreiben sind, antiquarisch für uns zu erwerben.

Wir sammeln auch Werke, die von Wiggertalern geschrieben wurden, desgleichen Kompositionen, die von Wiggertalern stammen. So haben wir zum Beispiel sämtliche Lieder, die der aus Uffikon stammende volkstümliche Komponist Robert Fellmann schuf, erworben.

Heute umfaßt das Verzeichnis über 400 Bücher, Broschüren und Zeitschriften. Diese stehen Interessenten jederzeit zur Verfügung. In einer der nächsten Nummern werden wir voraussichtlich ein Schriftenverzeichnis erscheinen lassen.

Immer umfangreicher wird auch die Photosammlung im Archiv. Wir finden da Photos von den durchgeführten Grabungen. Es sind aber auch Photos da von Naturkatastrophen, die unsere Heimat heimsuchten, wie

Hagelschlag und Ueberschwemmungen. Es sind da auch Photos zu finden von großen Festlichkeiten, die in unserer engsten Heimat durchgeführt wurden. Eine ganze Serie Photos künden von der Schönheit der Wiggertaler Speicher und Bauernhäuser.

Daß von allen Ausgrabungen und sonstigen Forschungen Pläne vorhanden sind, ist selbstverständlich.

Ein Blick in die vor Jahren begonnene Sammlung von Plakaten und Programmen und Festführern von Konzerten und sonstigen Festlichkeiten zeigt besonders eindringlich den jeweiligen Stand des Denkens und Fühlens der Menschen.

Einen ganz großen Umfang hat die sogenannte Presse-Sammlung angenommen. Es werden da Zeitungsausschnitte gesammelt, die irgendwie mit der Heimatkunde unserer Talschaft zusammenhängen, seien es Fundberichte, Berichte über gelungene Restaurationen, Berichte über botanische oder zoologische Seltenheiten, Berichte über schwere Heimsuchungen usw. Es fehlen aber auch nicht Berichte über wichtige Zeitereignisse, wie die Niederwalzung des ungarischen Aufstandes, der Ueberfall auf die rumänische Gesandtschaft in Bern usw. Und noch vieles andere ist da zu finden.

So werden die kommenden Generationen über Zeitereignisse, die unser Gemüt erregten, nicht nur die zurechtgestutzten Berichte in den Geschichtsbüchern lesen, sondern sie werden gleichsam aus frischen Quellen schöpfen können. Anfänglich wurden diese Berichte in Bücher eingeklebt. Nun werden sie als lose Zettel in Mappen aufbewahrt.

Bei diesen großen Sammelarbeiten des Sekretariates können alle tatkräftig mitmachen, indem sie uns Programme, Festführer, Photos, Berichte usw. senden. Hat man alte Bücher, die man nicht mehr braucht, gibt man sie ins Archiv, desgleichen Trachtenbilder u. a. m.

Wenn alles mithilft, so gelingt es uns, ein reichhaltiges Archiv zu schaffen, das einst unseren Nachkommen ein treues Bild geben wird vom Leben und Wirken unseres Wiggertaler Volkes und von seinen Freuden und Leiden.

VIII. Blick in die Zukunft

Und nun nach diesem Blick in die Vergangenheit ein Blick in die Zukunft. Vieles haben wir in den vergangenen 25 Jahren angestrebt — einiges haben wir erreicht. Doch damit wollen wir uns nicht begnügen. Rastlos wollen wir vorwärts schreiten, aufwärts streben. Ja, noch gewaltige Aufgaben harren unser.

Sicher birgt das Wauwilermoos noch unbekannte Siedlungen aus grauer Vorzeit. Sie zu suchen ist eine der dringendsten Aufgaben. Sie wissenschaftlich einwandfrei zu untersuchen ist ebenso dringlich. Darum muß vorläufig wenigstens die Erforschung der bis jetzt bekannten Wohnplätze energisch vorwärts getrieben werden.

Wo legten die Pfahlbauer ihre Toten zur letzten Ruhe? Wir wissen es bis heute noch nicht.

Wo lebten die Bronzezeitleute, von denen die vielen Einzelfunde in unserem Gebiete zeugen?

Wer ergründet die vielen Refugien auf unseren Höhen? Und das römische Straßennetz?

Zahlreich sind die Ueberreste der römischen Villen und Gutshöfe im Boden unserer Talschaft. Wollen wir ein möglichst getreues Siedlungsbild unseres Wiggertales, dann sollten auch diese erforscht werden.

Und die vielen Burgen des Mittelalters?

Und dann die Aufgaben des Heimat- und Naturschutzes, die so dringend Betreuer haben sollten. Alte Sitten und Bräuche sollten in Wort und Bild festgehalten werden. Sagen und Legenden sollten der Nachwelt erhalten bleiben, usw.

Ja, wir könnten noch lange aufzählen. Und je länger je mehr merken wir, daß wir eigentlich noch sehr wenig getan haben. Eine Riesenarbeit ist noch zu leisten. Doch verzagen wir nicht. Machen wir uns ruhig an die Arbeit und erledigen wir eins nach dem andern.

Vergessen wir aber ob all dieser Arbeiten nicht das Eine, das Wichtigste: Die Arbeit am Charakter unseres Volkes. All die Forscherarbeit nützt nicht viel, wenn nicht das in zäher Arbeit Erkannte wieder Volksgut wird.

Der vergangene Weltkrieg zeigte mit schauerlicher Deutlichkeit, wie weit viele Schweizer gekommen sind. Um schnöden Judaslohn waren viele bereit, unsere Heimat an mächtige Nachbarn zu verraten. War es nicht

entsetzlich, daß die Kugeln, die wir gegossen, um Feinde an den Landesgrenzen zurückzuweisen, Schweizerherzen durchbohren mußten, weil diese von Glanz und Macht geblendet, sich dem Feinde zugewandt hatten! Wie war das möglich?

Sicher war ihnen die unendliche Heimatliebe, die einst unsere Ahnen beseelte und stärkte zu den gewaltigen Heldentaten, ein unbekanntes Ding. Warum? Waren sie allein schuld? Die Liebe zur Heimat gründet sich auf die Kenntnis der heimatlichen Geschichte und der heimatlichen Kultur.

Nicht mit silbernen und nicht mit goldenen Ketten können wir unser Volk an die heimatliche Scholle binden. Nein, wir müssen ihm zeigen, wer vor uns über die Heimaterde ging, wir müssen ihm zeigen, wie diese Ahnen lebten, was sie für Schicksalsschläge erdulden mußten, welche Freuden sie erlebten. Und erst dann werden sich auch die Jungen wieder begeistern lassen für die Heimat. Nicht immer soll nur der materielle Gewinn unser Tun und Lassen leiten. Wenn der Bauer über seinen Acker wandert, soll er nicht nur das Harte der Arbeit sehen, nicht nur vor der unerbittlichen Macht der Naturgewalten erzittern. Nein, seine Gedanken sollen zurückwandern zu jenen, die vor ihm hier Freuden und Leiden erlebten. Er soll die Schönheiten der Natur sehen, soll das kleine Käferlein bewundern, das zu seinen Füßen krabbelt, soll die Pracht des verborgenen Veilchens bestaunen, usw. Dann wird ihm die Arbeit leichter. Dann werden seine Gedanken frei und froh. Dann wird nicht düsteres Sinnieren seinen Kopf wüst und leer machen.

Indem wir unseren Mitmenschen mit dem Leben, Wirken, Denken und Dulden der Ahnen bekannt machen, soll er auch sehen, wie genügsam sie lebten, an welch kleinen, unschuldigen Freuden sie sich ergötzen, welcher Opfersinn sie alle beseelte. Ja, zum Opfersinn, zum Opferbringen sollen wir die Leute wieder erziehen. Welche Opfer bringen wir heute dem Sport! Können wir nicht auch gleichviel Zeit und Begeisterung der Heimat opfern? Ja, wir müssen darnach trachten, nach und nach auch wieder eine wahre, opferbereite Heimatbegeisterung hineinzupflanzen in die Herzen unseres Volkes. Das können wir nur, indem wir die Geschichte der einzelnen Familien, der Sippen, der Dörfer und Gemeinden erforschen und allen zugänglich machen. Das können wir nur, indem wir dem Volke die verborgenen Schönheiten der heimatlichen Natur wieder vor Augen führen, indem wir ihm die Werke des kulturellen Schaffens wieder beliebt machen. Das alles können wir erreichen durch Vorträge, Erzählungen, aber vor allem durch unsere Heimatkunde.

«Ja, das Volk und vor allem die Jugend wollen nichts mehr wissen von diesen überholten Dingen», hört man oft sagen.

Nein, wer es schon erlebt hat, wie die Leute mit hungrigen Blicken Erzählungen und Schilderungen über Heimatgeschichte und Kultur verfolgen, der weiß, daß unser Volk dafür zugänglich ist und sich auch für die Heimat

begeistern läßt. Und dies ist die edelste Aufgabe der Heimatvereinigung. Sie soll die Heimatliebe wieder tief hineinpflanzen ins Herz unseres Volkes. Unsere Jugend soll mit dem Heimatboden wieder innig verwurzelt werden. Ja, tief hinein in die heimatliche Scholle sollen die Wurzeln einer unbeugsamen Heimatliebe dringen und dort sich fest verankern.

Unsere stolzen Wettertannen droben auf den Bergen, die kraftvoll jedem Sturme ihre trotzigte Stirne bieten, graben ihre Wurzeln tief hinein in die Ritzen des heimatlichen Felsenbodens und klammern sich dort fest. Jedem Sturm halten sie Stand. Und wenn der brennende Wetterstrahl in sie fährt, kann er sie zerschmettern, aber entwurzeln kann er sie nicht. Ja, aus den Wurzeln sprießt neues Leben und junge Wettertannen wachsen wieder heran und werden wieder stark und unbeugsam, da auch sie im Felsengrund verankert sind.

Solche Wettertannen sollen auch unsere Leute werden. Sorgen wir dafür, daß sie alle wieder innig mit dem Heimatboden verwachsen und dann können Ost- und Nord- ja alle Winde uns umtoben. Sie werden uns nicht zu Fall bringen. Ihre Macht kann uns zerschmettern, aber nicht beugen. Dann können noch so viele ungezogene Bengel in unserem Schweizerhause rumoren, sie werden es nicht zum Wanken bringen. Denn darin wohnt ein Volk, das von den Ahnen gelernt hat, wie man Gefahren ins Auge blickt und sie überwindet. Im Herzen dieses Volkes flammt die Liebe zu dem ererbten Land und auf seinen Lippen steht der Schwur, dieses Land den Kindern und Enkeln so zu übergeben, wie es übernommen wurde.

Verbinden wir so durch unsere Arbeit im Dienste der Heimat unsere Volksseele mit der lieben Heimaterde, dann wird unser Volk dereinst, wenn die Sturmglocken wieder rufen, wenn vielleicht die Gefahr mit eisernen Fäusten an unsere Tore pocht, wetterhart werden und zusammenstehen im Schutze des Kreuzes, das ob unseren ewigen, feuerflamenden Bergen leuchtet, und alle werden dann wissen, um was es geht, für welch hohes Gut sie ihr Blut opfern müssen.

Dann aber dürfen wir vertrauensvoll zu unserem treuesten und stärksten Bundesgenossen, zum Herrgott, der über den Sternen thront, aufblicken und ihn bitten, er möge jede Gefahr von unserem schönen Ländchen abwenden.

Flehen wir daher mit Gottfried Keller recht oft zu ihm, ohne dessen Hilfe auch wir unser Land umsonst verteidigen würden:

*«Lasse strahlen Deinen schönsten Stern,
nieder auf mein irdisch Vaterland.»*

Anmerkungen

- ¹⁾ Die Blütenstaubkörner oder Blütenpollen haben die für die Forschung höchst wertvolle Eigenschaft, daß sie während Jahrtausenden im feuchten Moorboden sehr gut erhalten blieben. Sehen diese Pollen, von bloßem Auge betrachtet, alle gleich aus, so offenbart das Mikroskop sehr mannigfache Formen. Man kann sogar feststellen, von welchen Blüten die einzelnen Staubkörner stammen. Die Gelehrten, die sich mit diesen Untersuchungen befassen, nennt man Pollenanalytiker. Sie kontrollieren die verschiedenen Bodenschichten und zählen in mühseliger Arbeit die Pollen der verschiedenen Gattungen. Wenn sie so z. B. die Kulturschicht untersuchen, dann können sie uns melden, was für Bäume, Pflanzen, Kräuter, usw., zur Zeit der Besiedlung eines Wohnplatzes in der Gegend blühten und wuchsen. So kann uns die Pollenanalyse ein ziemlich genaues Bild vom Pflanzenwuchs in verschiedenen Perioden der Urzeit geben. Wer gerne darüber mehr wissen möchte, der studiere die folgenden Werke:

Härrä H.: Stratigraphie und Waldgeschichte des Wauwilermooses und ihre Verknüpfung mit den vorgeschichtlichen Siedlungen. Veröffentlichungen des Geobotanischen Institutes Rübel in Zürich, 17. Heft, Bern 1940.

Troels-Smith J.: Pollenanalytische Untersuchungen zu einigen schweizerischen Pfahlbauproblemen. Das Pfahlbauproblem, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band II, Basel 1955.

- ²⁾ Die Geschichtsforscher teilen die Vergangenheit in zwei große Zeitabschnitte ein: 1. Die Urgeschichte und 2. Die Geschichte. Urgeschichte nennen wir die schriftlose Zeit vom ersten Auftreten des Menschen bis zur Zeit, da schriftliche Berichte uns Kunde geben vom Leben und Wirken der Menschen. Wir möchten damit nicht behaupten, daß die Völker der Urzeit nicht auch schreiben, das heißt, durch bestimmte Zeichen andern etwas kundtun konnten. Fest steht nur, daß wir bis heute noch keine Schriften aus diesen Zeiten finden konnten. Seit etwa 100 v. Chr. tauchten in unserem Lande griechische und römische Schriftsteller auf und hinterließen uns schriftliche Nachrichten über Land und Volk.

Die Urgeschichte gliedern wir in die Steinzeit und die Metallzeit.

Die *Altsteinzeit* oder das *Paläolithikum* dauerte vom Anfang bis ungefähr 8000 v. Chr. Es war die Zeit der Höhlenbewohner. Die Menschen hatten noch keine festen Wohnsitze. Sie waren Jäger und Sammler, die je nach Bedürfnis ihren jeweiligen Standort wechselten.

Mittelsteinzeit oder *Mesolithikum* nennen wir den Zeitraum von etwa 8000 bis 3000 v. Chr. Die Menschen siedelten mit Vorliebe auf den flachen Ufern der Seen und Flüsse. Sie jagten, fischten und sammelten Wildfrüchte.

Die Jungsteinzeit oder das *Neolithikum*, die sogenannte Zeit der Pfahlbauer begann etwa 3000 v. Chr. und dauerte bis gegen 1800 v. Chr. War der Mensch der Mittelsteinzeit noch Wildbeuter, so tritt er uns nun als Ackerbauer und Viehzüchter entgegen. Wie seine Vorgänger fertigte auch er seine Werkzeuge noch aus Stein, Holz, Knochen und Geweihstücken.

Nun aber begann das Metall seinen Siegeslauf. Vorerst spielte das Kupfer eine

gewisse Rolle, es wurde aber bald verdrängt durch die Bronze, einer Legierung von 90% Kupfer und 10% Zinn.

Zur *Bronzezeit* rechnen wir die Zeit von 1800 v. Chr. bis ins 8. vorchristliche Jahrhundert.

Bei der nun beginnenden *Eisenzeit* unterscheiden wir zwei Hauptgruppen: Die Hallstattzeit und die La-Tène-Zeit —. Die ältere Eisenzeit (800 bis 500 v. Chr. heißt *Hallstattzeit*, nach einem Fundort in Oesterreich, und die jüngere nennt sich *La-Tène-Zeit* (500 bis 58 v. Chr.), nach einem Flurnamen am Ausfluß der Zihl aus dem Neuenburgersee, wo bedeutende Funde aus dieser Zeit gehoben wurden. Die Helvetier, die in der Eisenzeit sich in unserem Lande ansiedelten, zogen um 58 v. Chr. nach Gallien und unterlagen dort den Römern. Damit nahm das schriftgewandte Volk der Römer Besitz von unserem Lande und seine Schriftsteller schilderten Land und Leute, die hier wohnten.

Die Urgeschichte war vorbei — die Geschichte begann.

- ³⁾ Man kann wohl urgeschichtliche Wohnplätze entdecken und erforschen, wie sie aber einst hießen, das bleibt ein Rätsel. Man ist daher gezwungen, damit man sie gegen andere unterscheiden kann, ihnen irgendwelche Namen zu geben. So benennt man sie meistens nach der Gemeinde, in der sie heute liegen, oder nach dem Flurnamen.

Egolzwil 1 entdeckte und untersuchte Oberst Suter von Zofingen im Jahre 1859. *Egolzwil 2* fand im Jahre 1902 Johann Meyer von Schötz. In den folgenden Jahren untersuchte er einen Teil dieser Siedlung. 1932/34 wurde die Forschung hier fortgesetzt durch Dr. Reinerth, Tübingen.

Egolzwil 3 entdeckte Anton Graf, Schötz, 1932. 1950/52 wurde diese Siedlung zum Teil von Prof. Dr. E. Vogt ausgegraben.

Egolzwil 4 wurde 1952 bei Meliorationsarbeiten angeschnitten und von Alfred Felber, Gemeindeschreiber, Egolzwil, erkannt. Unter Leitung von Prof. Dr. E. Vogt wird an dieser Stelle seit 1954 gegraben.

Schötz 1 war bereits Oberst Suter bekannt. Größere Grabungen unternahm dort Johannes Meyer, Schötz.

Schötz 2 fand Johannes Meyer, Schötz, 1907, und er erforschte dieses Moordorf in den folgenden Jahren.

Auf *Schötz 3* wurde 1942 Kaspar Meyer, Schötz, aufmerksam. Eine Kulturschicht konnte hier noch nicht festgestellt werden, doch sind zahlreiche Funde vorhanden.

Schötz 4 wurde ebenfalls von Kaspar Meyer, Schötz, im Jahre 1952 gefunden. Ein Sondierschnitt zeigte eine dünne Kulturschicht mit Funden, die zur Horgener Kultur gehören.

Schötz 5 liegt etwas abseits vom Wauwilermoos auf dem Moränenzug Egolzwil-Schötz-Ettiswil. Auch da konnte noch keine Kulturschicht gefunden werden, es sind aber viele Artefakte gehoben worden.

Wauwil 1 wurde von Oberst Suter entdeckt und 1864 von Ingenieur Nager, Luzern, untersucht.

Wauwil 2 soll in der Nähe des Bahnhofes Wauwil liegen, der genaue Standort wurde aber nie festgehalten.

- ⁴⁾ Weder Inschriften noch Urkunden verraten die Namen jener Völker, die einst in grauer Vorzeit in unserem Lande siedelten. Wenn wir trotzdem wissen, daß verschiedene Volksgruppen hier hausten, so verdanken wir diese Kenntnis der emsigen Arbeit der Forscher. Sie haben die Gebrauchsgüter, die jene Völker hinterlassen haben, miteinander verglichen und dabei gewisse Unterschiede erkennen können. Diese Unterschiede nun lassen auf Völker schließen, die unabhängig von einander all das, was sie täglich brauchten, vor allem die Keramik, formten und schufen. Die so festgestellten Kultur- oder Volksgruppen erhielten entweder den Namen eines Gegenstandes (Glockenbecherkultur) oder einer

Topfverzierung (Kultur der Schnurkeramik). Vielfach benannte man sie auch nach einer Fundstelle, wo die Kulturgruppe am reinsten und ausgeprägtesten gefunden wurde. In Cortaillod am Neuenburgersee wurde eine Siedlung untersucht, die ein Fundinventar lieferte, das charakteristisch ist für die Frühzeit des Neolithikums. Prof. Dr. E. Vogt prägte daher den Namen Cortaillodkultur und zwar unterschied er zwei Gruppen, eine ältere und eine jüngere Cortaillodkultur. Träger der älteren Cortaillodkultur war jenes Volk, das am Anfang des Neolithikums vor allem im südöstlichen Frankreich beheimatet war, das aber bis in die Schweiz seinen Einfluß geltend machte. Ein großer Unterschied zeigte sich aber innerhalb dieser Kulturgruppe: In der Schweiz ließ sie sich bisher nur in Ufersiedlungen nachweisen, in Frankreich dagegen nur in Landsiedlungen u. Grotten. Die ersten Funde in Egolzwil 3 wiesen also auch auf die ältere Cortaillodkultur hin. Die Grabungen in den Jahren 1950 und 1952 zeigten aber, daß Egolzwil 3 wohl Funde lieferte, die der älteren Cortaillodkultur angehören könnten. Als Ganzes zeigte das Fundmaterial aber solch typische Erscheinungen, die es deutlich von der älteren Cortaillodkultur, wie wir sie hauptsächlich in Frankreich finden, unterscheiden. Prof. Dr. E. Vogt entschloß sich daher, die hier und auch anderswo im schweizerischen Mittelland festgestellte Kulturgruppe inskünftig Egolzwiler Kultur zu nennen. Träger dieser Egolzwiler Kultur wäre also jenes Volk, das am Anfang der Jungsteinzeit (etwa 3000 bis 2700 v. Chr.) den Raum zwischen Alpen, Jura und Rhein bewohnte.

Nicht so alt ist die jüngere Cortaillodkultur, die etwa von 2700 bis 2300 v. Chr. bei uns vorherrschte.

Von anderen Kulturgruppen möchten wir hier nur noch die Horgener Kultur erwähnen, die nach einer Siedlung am Zürichsee benannt wurde. Ihr gehört wahrscheinlich Schötz 4 an. Diese Kultur war bei uns etwa um 1900 v. Chr. heimisch.

- ⁵⁾ Kulturschicht nennen wir all das, was während der Besiedlung sich im Areal des Wohngebietes ablagerte, und das bis heute dort erhalten blieb. Wir müssen uns klar sein, daß noch viel mehr in dieser Schicht eingelagert war, als der Wohnplatz von den Menschen verlassen wurde. Der chemische Zersetzungsprozeß hat sicher viele Dinge, die aus leicht vergänglichen Stoffen bestanden, schon längst zerstört. Denken wir etwa an Pflanzenfasern oder an Tierhäute oder an Wolle, u. a. m., und an all das, was aus diesen Materialien geschaffen war.

Heute finden wir in der Kulturschicht vor allem noch bauliche Reste, wie Stangen, Balken und Bretter, die zum großen Teil von den Boden-, Wand- und Dachkonstruktionen stammen. Wir stoßen da auf Fußböden aus Rindenbelag, oder auf allerlei Werkabfälle, wie Holzstücke, Späne, Rindenstücke, Reisig, usw. Aufschlußreich für die Baugeschichte sind die Herdstellen, bei denen wir auch Asche und Holzkohlenstücke finden.

An die Viehhaltung erinnern Mist und Streue aus Laub und Gras und die vielen ganzen und zerschlagenen Knochen von Haustieren.

In diesem Gemengsel eingelagert sind all die Geräte, die von Menschenhand geschaffen wurden und hier liegen blieben, wie Keramik und Werkzeuge aus Knochen, Holz, Geweihstücken und Stein.

Will man eine Ausgrabung erfolgversprechend durchführen, dann muß diese Kulturschicht peinlich genau untersucht werden, denn sie birgt ja die Geheimnisse, denen man auf die Spur kommen will.

- ⁶⁾ *Vogt E.*: Das steinzeitliche Uferdorf Egolzwil 3 (Kanton Luzern). Bericht über die Ausgrabung 1950. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Band 12, Heft 4, Basel 1951.

Vogt E.: Pfahlbaustudien. Das Pfahlbauprobblem, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band 11, Basel 1955.

Wyß R.: Anfänge des Bauerntums in der Schweiz. Die Egolzwiler Kultur (um 2700 v. Chr. Geb.). Hochwächter-Bücherei, Heft 37, Bern 1959.

Greber A.: Auf den Spuren der Steinzeitmenschen. Bericht über die Ausgrabungen in Egolzwil im Jahre 1950. Heimatkunde des Wiggertales, Heft 13, Buchs 1952.

Jahresberichte des Schweiz. Landesmuseums in Zürich: 1950, 1952, 1954, 1956.

- ⁷⁾ Das heißt: Topographischer Atlas der Schweiz (Siegfried-Atlas), Blatt 182, 108 mm von rechts und 12 mm von unten.
- ⁸⁾ Dr. P. Emanuel Scherer: Beiträge zur Kenntnis der Urgeschichte des Kantons Luzern. S. A. aus der Jubiläumsschrift von Dr. Robert Durrer, Stans 1928.
- ⁹⁾ J. P. P. Bucher (1806—1870) hat als Gemeindeschreiber von Schötz in seinen freien Stunden unermüdlich Urkunden und andere Schriften kopiert und zusammengetragen, die irgendwie über die Vergangenheit von Schötz berichten. Das 7 Bände umfassende Manuskript wird im Staatsarchiv Luzern aufbewahrt.
- ¹⁰⁾ Früher hatten die Bauern wenig Knechte, so geht aus einem Mannschaftsrodel von 1589 hervor, daß damals in Schötz nur 6 Knechte dienten. In Zeiten großen Arbeitsandranges nahm man die Hilfe der Tagelöhner, der sogenannten Tauner, in Anspruch. Damit man diese an die Dorfgemeinschaft fesseln konnte, gab man ihnen etwas Allmendland zu eigen, wo sie sich dann häuslich niederlassen konnten.
- ¹¹⁾ Dr. Hugo Schneider, Konservator am Schweizerischen Landesmuseum in Zürich vermutet, daß der Topf um 1400 herum hergestellt wurde.
- ¹²⁾ Das «Gesetz über den Schutz der Kulturdenkmäler» wurde am 8. März 1960 vom Großen Rat genehmigt und trat am 1. Mai 1960 in Kraft. Bereits am 2. Mai 1960 wählte dann der Regierungsrat die im Gesetz vorgesehene Denkmalkommission, der 7 Mitglieder angehören.

BILDNACHWEIS

Tafeln 1—12: Photos des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich. — Die Clichés 1, 2, 3, 4 und 5 wurden uns von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte zur Verfügung gestellt und die Clichés 10, 11 und 12 vom Schweizerischen Landesmuseum.